

# Bibelmüde Christen

Glauben kann man alles,  
Wahrheit gewinnt man nur über den Verstand

## Vorwort

Trotz der großartigen technischen Errungenschaften, der gewaltigen medizinischen Fortschritte und der sexuellen Aufgeklärtheit des einundzwanzigsten Jahrhunderts, prägen immer noch mittelalterliche Vorstellungen, abenteuerliche Märchen, haarsträubende Wunder und realitätsfremde Gleichnisse unsere Erwartungen an den Tod und das Ewigen Leben.

Eine junge Wissenschaftlerin namens *Susej Dog* räumt mit diesen Lügengeschichten und Wunschbildern schonungslos auf. Sie beleuchtet während ihrer akademischen Laufbahn die fundamentalen Lebenssäulen aus religiöser, gesellschaftspolitischer sowie naturwissenschaftlicher Sicht und gewinnt überraschende und unangenehme Erkenntnisse, die jeden Einzelnen von uns direkt angehen und massiv fordern.

Ihre modernen und logischen Aussagen über die Schöpfung und den Tod sowie die Verknüpfung von Wohlstand und Elend stoßen in Kirchenkreisen, Sekten und bei Vermögenden auf strikte Ablehnung. Es bildet sich schon bald eine Verschwörung gegen sie, die die Veröffentlichung ihrer kompletten Forschungsergebnisse aus reinem Eigennutz und Machterhalt verhindern will. Bei einem hinterhältigen Mordanschlag kommt Susej Dog im Alter von neunundzwanzig Jahren während einer Tagung in New York ums Leben.

Eine fünfköpfige Sonderkommission der Kriminalpolizei stößt bei der Aufklärung dieses spektakulären Mordfalls auf eine geheime Organisation, die sich ‚Ring für eine saubere Kirche‘ nennt sowie auf einen hohen Gottesmann, der schließlich zum Opfer seiner eigenen Machenschaften wird.

Eine wesentliche Erkenntnis von Susej Dog ist, dass am Übergang zwischen Leben und Tod eine völlig neue Zeitrechnung beginnt, die der Sterbende als Ewigkeit empfindet. An deren Anfang steht eine Rückblende in Form eines virtuellen Lebensfilms. Susej Dogs geistige Wiedergeburt ist die ergreifende Lebensgeschichte eines zarten, vietnamesischen Mädchens, das die ersten Jahre seines Daseins in unsäglichem Elend und Leid verbringen musste. Hunger und Einsamkeit haben ihren geschundenen und misshandelten Körper todkrank gemacht. Doch das Schicksal gibt ihr eine Chance, als sie eines Tages von einer europäischen Familie liebevoll aufgenommen und adoptiert wird. Das ungerechte Nebeneinander von menschenunwürdigen Lebensbedingungen in der Dritten Welt und verschwenderischem Luxus in den Wohlstandsländern hat nicht nur ihre Kindheit sondern ihr ganzes weiteres Leben bestimmt. Als geistige Zuschauerin ihres eigenen Lebensfilms sieht und fühlt die sterbende Susej Dog noch einmal alle Personen und Stationen ihres irdischen Daseins. Und sie erfährt die Bestätigung ihrer Vorhersagen, wonach die Bewertung der Lebensstationen nicht dem eigenen Willen, sondern einer höheren Instanz unterliegt. Aber auch, dass die Loslösung der Seele vom Körper nicht im Himmel sondern im Geist stattfindet. Am Ende ihrer Lebensrückblende taucht sie schwerelos in ein gleißendes Licht der Sinne und Gefühle, das begleitet wird von einem Feuerwerk an wohliger Wärme und Geborgenheit und ihr den Übergang zum Ewigen Leben ankündigt.

Dieser gesellschaftskritische Roman richtet sich an Menschen, die sich der Realität stellen wollen, und die es endgültig leid sind, sich noch länger hinter frommen Lügen und selbstgerechten Sprüchen zu verstecken. Moderne Menschen, die anerkennen, dass das ganze Chaos auf der Welt zwar den Zufall nutzt aber dennoch einer höheren Ordnung unterliegt und die dieses Bioprogramm des Schöpfers in sich suchen und danach leben wollen.

Dieses Werk soll aber in erster Linie ein Sprachrohr für das große Heer der Ärmsten der Armen sein und ihnen eine Plattform verschaffen, damit ihr sinnloses Hungern und Sterben von ihren Ausbeutern nicht mehr kollektiv verdrängt werden kann. Die Erkenntnisse und Aussagen der *Susej Dog* sind ein unangenehmer und hässlicher Spiegel für alle Übersatten und Wohlhabenden in der ganzen Welt, die sich keiner Schuld bewusst sind und ihren Reichtum und Luxus am liebsten in die Ewigkeit retten würden.

*Im Jahre 2000 nach Christus*

*SUSEJ DOG*

**Alle Rechte vorbehalten**

**Meine Wiedergeburt**

Ich fühle, dass sich mein Leben in großer Gefahr befindet. Zu oft habe ich in der letzten Zeit die Nähe meiner unsichtbaren Verfolger gespürt, ohne genau zu wissen, wer diese sind und warum sie es auf mich abgesehen haben.

Meine Vermutung geht in Richtung fanatischer religiöser Gruppen, die sich an meinen Äußerungen zu Glaubensfragen frontal getroffen sehen. Immerhin lassen meine Überlegungen und Erkenntnisse keinen Raum mehr für Vermittler, die sich zwischen den Schöpfer und das einzelne Geschöpf drängen.

Nach jahrelangen Untersuchungen steht für mich zweifelsfrei fest, dass alle Lebewesen dem Schöpfer gleich nah sind, da ein Teil der Schöpfung in jedem von uns wohnt.

Es könnte aber auch sein, dass ein wohlhabender Zeitgenosse einen Auftragskiller auf mich angesetzt hat, um die Veröffentlichung meiner Forschungsergebnisse und Thesen zu verhindern, die ihm unangenehm sind.

Diese werden es allen Wohlstandsmenschen ab sofort unmöglich machen, sich selbstgefällig hinter Dogmen, Philosophien oder frommen Sprüchen zu verstecken.

Meine logische und realistische Bestandsaufnahme ist längst überfällig und basiert auf Beobachtungen, wie sie jeder Jude, Christ, Moslem, Hindu oder jeder andere Gläubige anstellen und nachvollziehen kann, sofern er dazu bereit ist.

Denn die elementaren Abläufe des irdischen Lebens und des Ewigen Lebens betreffen und erfahren alle biologischen Lebewesen gleichermaßen, unabhängig vom sozialen Stand oder geistigen Niveau.

Neben den Reichen, Akademikern, Prominenten, Adligen, Bürgern, Sportlern, Stars, Schmarotzern und Kriminellen, werden selbstverständlich auch alle Aussätzigen, Ungetauften,

Behinderten, Schwachsinnigen und sogar die ganze Tierwelt am Ewigen Leben teilhaben und zwar jeder und jedes mit seiner persönlichen Varianten des Todesablaufs.

Vor dem Sterben selber habe ich daher auch keine Angst, da ich mir genau vorstellen kann, wie der Tod abläuft und wie das Ewige Leben in seiner ganzen Vielfalt von der Natur vorprogrammiert ist.

Trotzdem möchte ich noch gerne weiterleben, damit ich meine wissenschaftlichen Studien zum Ewigen Leben weiterführen und, falls möglich, beenden kann.

Auf diesem unendlich weiten Forschungsfeld steht die Menschheit erst ganz am Anfang, blockiert über Jahrhunderte von den erfundenen und widersprüchlichen Märchen und Lügengeschichten, die für Menschen mit einem sehr begrenzten Horizont zurechtgestrickt wurden und leider auch heute noch weitergestrickt werden.

Der moderne Mensch unserer Tage hingegen fragt nach der begrenzten aber greifbaren Wahrheit sowie nach logischen und nachvollziehbaren Zusammenhängen und Antworten und ist nicht mehr bereit, an den Hokusfokus und die Wundergeschichten aus dem Mittelalter und der Steinzeit seine Gedanken zu verschwenden.

Es muss doch jeden Menschen einfach stutzig machen, dass sich diese angeblichen Wunder und Zeichen immer nur in grauer und finsterner Vorzeit zugetragen haben sollen.

Ich bin fest davon überzeugt:

Da es sie heute nicht mehr gibt, hat es sie nie gegeben.

Auch lehnen immer mehr Menschen das unehrliche Tauschgeschäft von Gaben und Opfern gegen ein warmes Plätzchen im Himmel ab und sind nicht mehr bereit, das bequeme und luxuriöse Schmarotzerdasein der vielen scheinheiligen ‚Gottesmänner‘ zu finanzieren.

Der von der Natur und dem Schöpfer vorprogrammierte Übergang von dieser Welt zum so genannten Jenseits ist ein fester Bestandteil des biologischen Lebens. Das damit verbundene Ewige Leben erfährt deshalb jeder von uns und es kostet ihn keinen einzigen Pfennig.

Diese große Summe offener Fragen und Ungereimtheiten beschreibt auch meine grenzenlose Unzufriedenheit in der Vergangenheit, nämlich nichts über den wahren, realen Hintergrund des Lebens und dessen Ende zu wissen und wurde daher der Ansatzpunkt meiner heutigen Forschungstätigkeit nach Studium und Promotion.

Und ich habe mir von Anfang an fest vorgenommen, meine überraschenden Erkenntnisse der letzten Jahre so niederzuschreiben, dass sie ohne jegliche Vorkenntnisse von jedermann gelesen und nachvollzogen werden können.

\*

Das melodische Klingen meines Handys reißt mich plötzlich aus dieser Gedankenwelt heraus.

„Hallo, wer ist am Apparat?“

melde ich mich mit belegter Stimme.

Am anderen Ende der Leitung ist mein Vater, der sich große Sorgen um mich macht. Er ist als einziger in meine Situation eingeweiht, hat er mir doch bei der Erforschung dieses brisanten Themas mit Rat und Tat zur Seite gestanden und mir immer wieder in langen Gesprächen geholfen, auf dem logischen und richtigen Weg der Erkenntnis zu bleiben.

Mein Vater war schon früher, als ich noch ein kleines Mädchen war, mein großes Vorbild. Wie bei den meisten Kindern, war er auch für mich der schlaueste Papa von der ganzen Welt. Ganz stolz war ich auf seine vielen Bücher, die er geschrieben

hat, und dass er weltweit Vorträge über seine Forschungsaktivitäten halten durfte.

Seine Lebenserfahrung und meine Lebensgeschichte sind der Ursprung meiner langjährigen Untersuchungen, die das große Ziel haben, etwas Klarheit in unser Leben zu bringen, das sich im weiten Spannungsfeld der Schöpfung zwischen Wohlstand und Elend abspielt und das irgendwann im Tod endet.

Dieses sensible Thema habe ich deshalb auch als Grundlage meiner Habilitationsschrift gewählt, um vielleicht später einmal den ersten Uni-Lehrstuhl in dieser Fachrichtung besetzen zu können. All meine Kraft werde ich für dieses hohe Ziel uneigennützig einbringen, um möglichst viel Licht in das Dunkel bringen zu können.

Im Laufe des Gesprächs erzählt mir mein Vater, dass mein Chef und Doktorvater vom Institut für künstliche Intelligenz an der hiesigen Universität, auch weiterhin großes Interesse meiner wissenschaftlichen Arbeit entgegenbringt und meine Assistentenstelle für mich offen hält.

Trotz meiner vorübergehenden Flucht in den Untergrund vor zwei Monaten soll die Stelle nicht neu ausgeschrieben werden, da man fest mit meiner Rückkehr an das Institut rechnen würde.

Mit Blick auf das letzte Kapitel meines Buches frage ich meinen Dad:

„Wie lässt sich Deiner Meinung nach der physikalische Nachweis erbringen, dass beim Eintreten des Todes, die Zeit für den Sterbenden eine neue Dimension erhält?“

„Susej, ich schätze, du möchtest mit einer logischen Erklärung den Begriff der Ewigkeit vorstellbar und real machen? Ich werde mich in den nächsten Tagen mit dieser Frage auseinandersetzen und dich wieder anrufen.“

Nachdem wir uns eine gute Nacht gewünscht haben, setze ich meine Arbeit am Laptop fort.

Mich beschäftigt in der Tat die plausible Erklärung und Formulierung eines alltäglichen Phänomens, dass nämlich ein Traum von einem Schlafenden als reales Erlebnis empfunden wird, was die Dauer und Handlung angeht, obwohl für einen wachen Menschen nur Bruchteile einer Sekunde vergangen sind und überhaupt nichts passiert ist.

In diesen unterschiedlichen Empfindungswelten, mit ihren verschiedenen Zeitbasen, muss der Schlüssel zur Unendlichkeit liegen.

\*

Ein leises Klopfen an der Tür meines Hotelzimmers, lässt mich aufhorchen.

„Susej, bist du da?“

höre ich die gedämpfte Stimme meines Bruders *Christopher*. Er arbeitet als Unfallchirurg am städtischen Krankenhaus und ist ein ausgewiesener Fachmann für schwere Kopfverletzungen. In der Vergangenheit hat er mir schon viele fachliche Hinweise und Ratschläge gegeben, insbesondere zu einem wesentlichen Punkt, nämlich der Definition des klinischen Todes, der den Übergang zum ewigen Leben auslöst.

Sein eigenes Leben hat unsäglich traurig und hoffnungslos begonnen. Er wurde in Bogota in Kolumbien geboren und kurz nach der Geburt todkrank in einem überfüllten Kinderheim abgegeben.





*Mein Bruder Christopher,  
geboren in Bogota, Kolumbien*

Wegen seiner starken Unterernährung und akuten Blutvergiftung hatten ihn die Angestellten des Heims schon nach kurzer Zeit aufgegeben. Doch er hatte großes Glück, denn meine Eltern waren zufällig an Ort und Stelle und beschlossen spontan, diesem zum Skelett abgemagerten Baby zu helfen. Ihr starker Wille und ihr beherztes Eingreifen haben ihm in einer dramatischen Notoperation das Leben gerettet.

Bezogen auf das große Elend in der ganzen Welt, ist eine einzelne Adoption, wie man im Volksmund sagt, der berühmte Tropfen auf den heißen Stein. Nur für den, den dieser Tropfen trifft, bedeutet er Zukunft und Leben.

„Hallo Christopher. Moment, ich mache dir auf.“

Er sieht überarbeitet aus und ich rate ihm, wie schon so oft, er solle sich dringend mal richtig ausschlafen.

Als wir gemütlich am Tisch sitzen schlage ich vor:

„Lass uns heute Abend über ein paar Feinheiten sprechen, die ich in meinen Vortrag nächsten Monat auf der internationalen Konferenz über intelligente Maschinenwesen in New York unbedingt noch einfügen sollte.“

Weißt du, während die meisten meiner Fachkollegen vom menschlichen und tierischen Verhalten Rückschlüsse auf ihre Maschinen und Roboter ziehen, gehe ich inzwischen einen Schritt weiter und benutze die bekannten und vorstellbaren, technischen Lösungskonzepte zur vereinfachten Erklärung der komplizierten Strukturen des Lebens.“

Dass mein Fachaufsatz, den ich beim Aufruf zu Tagungsbeiträgen, dem so genannten Call for Papers, vor einigen Monaten abgeschickt hatte, sofort angenommen wurde, hat mich bei der Schärfe und Neuheit meiner Thesen dann doch einigermaßen überrascht.

Aber die Zeit scheint reif zu sein, für völlig neue Denkansätze und eine endgültige Ablösung der mittelalterlichen und haar-

sträubenden Glaubenslehren, die auf Angst und Furcht aufgebaut sind, um die Masse der anständigen Menschen gefügig zu machen und den Gierigen und Selbstgerechten ein abgesegnetes Alibi an die Hand zu geben.

\*

Die umfangreichen Reisevorbereitungen konnte ich noch an meinem alten Schreibtisch, am Institut für künstliche Intelligenz, kurz IFKI genannt, abschließen.

Das Hotel während der Tagung habe ich so gewählt, dass es direkt im Konferenzzentrum am Hudson River liegt. Der etwas höhere Zimmerpreis erspart mir dafür lange Wege zwischen den Vorträgen, Poster-Sessions, Welcome-Party, Gala-Dinner und meinem Bett.

Auch das Okay für meinen Flug in die Staaten liegt bereits vor, so dass ich mich nun voll auf die Ausarbeitung meines mündlichen Vortrages und das Anfertigen aussagefähiger Computergraphiken konzentrieren kann.

Es beruhigt mich, dass ich meinen formatierten Beitrag für den CD-ROM Tagungsband bereits über das Internet nach USA abgeschickt habe, so dass er außer Reichweite meiner unsichtbaren Feinde ist und seine Veröffentlichung nicht mehr verhindert werden kann.

„Hallo Schwester, wo bist du denn mit deinen Gedanken?“

macht mein Bruder Christopher nach einiger Zeit wieder auf sich aufmerksam.

Ich habe ein ausgesprochen gutes Verhältnis zu Christopher, der nicht nur hübsch, sondern auch ein bisschen eitel und anspruchsvoll ist. Meinem Vater gefällt dies weniger, da er uns immer gelehrt hat, bescheiden und genügsam zu sein.

Mit Christi, wie wir ihn auch kurz nannten, verbinden mich viele schöne Kindheitserlebnisse, über die wir uns schon oft amüsiert haben.

Durch seine biowissenschaftliche Ausrichtung ergänzt er meine technikorientierten Untersuchungen in idealer Weise. Und sein täglicher Umgang im Krankenhaus mit dem unnatürlichen und plötzlichen Tod von schwer verletzten Patienten, hat ihn für meine Forschungsarbeit besonders empfänglich und neugierig gemacht.

Meine ursprünglichen Hoffnungen, dass die Todesnachricht für das biologische Gehirn aus einer einzigen Information bestehen könnte, hat er mir leider sehr schnell genommen. Zu kompliziert sind die biologischen Zusammenhänge zwischen Körper und Gehirn, als dass man sich das Ende wie ein Umliegen eines einzigen Schalters von Leben auf Tod hätte vorstellen können.

Von ihm habe ich auch gelernt, dass das Gehirn nach dem Stillstand des Herzens noch circa vier Minuten mit Sauerstoff versorgt bleibt und in dieser Zeit voll funktioniert und weiterarbeitet. Nur was genau in diesen paar Minuten abläuft, wusste er nicht.

Beiläufig erwähnt Christopher:

„Weißt du schon, dass unser Bruder *Julien* von seinem Basketballverein einen Kurzaufenthalt an die Ostküste der USA gesponsert bekommt, um an einem Probetraining einer bekannten NBA Mannschaft teilzunehmen?“

„Nein, weiß ich nicht. Doch ich freue mich, denn das ist für ihn die Erfüllung seines Sportlerdaseins, davon hatte er als kleiner Junge immer geträumt, dafür hatte er sich oft Ärger von unseren Eltern eingehandelt, wenn ihm mal wieder das Training wichtiger war als seine Hausaufgaben.“



*Mein Bruder Julien,  
geboren in Kalubowila, Sri Lanka*

Julien wurde in Sri Lanka, dem ehemaligen Ceylon, geboren und bereits als zwei Wochen alter Säugling von meinen Eltern adoptiert. In Julien steckt ein eher verträumter Menschentyp, der das Leben leicht nimmt und sich über die Zukunft kaum Gedanken macht. Julien ist etwas älter als ich und mit seinem Job in der IT-Branche nicht ganz zufrieden. Er träumt immer noch davon, auf der Showbühne ganz oben zu stehen.

Da ich Julien vor meinem Abflug nicht mehr sehen werde, bat ich Christopher, ihm meine Anschrift in New York zu geben. „Vielleicht findet er ja Gelegenheit, mich zu besuchen.“

Als sich Christopher an diesem Abend von mir verabschiedet, muss ich ihm versprechen, ein Lebenszeichen aus dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten zu schicken.

Alleine im Bett, wird mir dann meine schwierige Situation wieder richtig bewusst, in die mich meine Überlegungen gebracht haben. Warum kann ich nicht, wie all die anderen, das Unrecht und Elend auf dieser Welt einfach akzeptieren und mir ein schönes Leben machen?

Und je mehr ich nachdenke, desto fester wird mein Entschluss, meine Untersuchungen möglichst bald abzuschließen und als Buch zu veröffentlichen.

Mit der Wortkombination ‚Vier Minuten Ewigkeit‘ als möglicher Titel für mein Werk, schlafe ich ein.

\*

„Guten Morgen, es ist sechs Uhr dreißig,“ sagt eine freundliche Stimme am Telefon und legt wieder auf. Mit einem mächtigen Sprung bin ich aus dem Bett und gehe unter die Dusche.

Heute habe ich eine Menge zu erledigen. Ich will zuerst mein Flugticket abholen und dann bei meinem Lektor im Verlag vorbeischaun.

Nach dem Duschen schalte ich den Fernseher an, um mir die Nachrichten im Frühstücksprogramm anzusehen. Ausnahmsweise wird heute mal nicht über Mord und Totschlag berichtet, auch keine Naturkatastrophen und Kriege sind zu vermelden. Nur das Übliche einer Überfluggesellschaft wird angeboten, vom Prominentenskandal über den Agrarüberschuss bis hin zum Motorsportspektakel.

Doch dann kommt ein ungewöhnlicher Bericht über die Vereinten Nationen, der mich aufhorchen lässt:

„Alle drei Sekunden stirbt auf dieser Welt ein Kind an Hunger und Unterernährung. Das sind dreißigtausend Hungertode pro Tag oder zehn Millionen im Jahr.“

Und weiter heißt es in diesem Beitrag:

„Extreme Armut hindert ein Fünftel der Weltbevölkerung daran, vorhandene Talente zu nutzen und eigene Fähigkeiten zu entfalten. Eine derart gigantische Verschwendung ist nicht länger hinzunehmen.“

Der Bericht schließt mit dem Satz:

„Gemeinsam werden wir der Armut ein Ende bereiten.“

Solche Erkenntnisse, von offizieller Seite ausgesprochen, machen mir Mut, bestätigen sich doch die Richtigkeit meiner eigenen Überlegungen. Mit diesen Gedanken gehe ich zum Fahrstuhl, um den Frühstücksraum aufzusuchen.

Während ich ein paar der Köstlichkeiten zu mir nehme, beobachte ich die anderen Hotelgäste, wie sie mit aller Selbstverständlichkeit über das reichliche Buffet herfallen. Wissen diese Menschen denn nicht, dass es neben dem Wohlstand unserer Überfluggesellschaft auch noch Hunger und Elend in den Ländern der Dritten Welt gibt?

Ich glaube, die meisten Menschen machen sich darüber keine Gedanken. Man muss wohl erst beide Seiten der Medaille kennen gelernt haben, um den Zusammenhang von hungrig und satt, beziehungsweise von arm und reich zu erkennen, zu begreifen und bekämpfen zu können.

Mein Reisebüro ist gleich um die Ecke, so dass ich ohne große Furcht zu Fuß hingehen kann. Ich bezahle das Flugticket mit meiner Kreditkarte und denke so nebenbei, wie einfach doch das Leben sein kann, wenn einen der Zufall in die richtige Gesellschaftsgruppe hineingeworfen hat.

\*

Zu meinem Buchverlag, am anderen Ende der Stadt, nehme ich mir dann sicherheitshalber ein Taxi, wobei ich inbrünstig hoffe, dass meine Verfolger noch nicht unmittelbar auf meiner Spur sind. Es ist gut, dass ich damals gleich richtig geschaltet und mein Zimmer in meinem Elternhaus gegen dieses Hotelzimmer eingetauscht habe.

Herr Bach, mein Lektor, ist ein sehr umständlicher Mensch, der am liebsten jeden Satz meines dicken Manuskripts verändert hätte.

„Hallo, Fräulein Doktor, schön Sie zu sehen. Ich habe schon mehrmals versucht, Sie telefonisch zu erreichen, leider bislang ohne Erfolg.“

Ich erkläre ihm, dass ich nicht mehr zu Hause bei meinen Eltern und Geschwistern wohne, da ich vor der Veröffentlichung meines Buches bereits einige Probleme bekommen habe und meine Familie aus allem, was vielleicht noch auf mich zu kommen mag, heraushalten will.

Er lässt nicht locker und will unbedingt Genaueres über meine Probleme wissen. Nach einigem Zögern erzähle ich ihm



schließlich von den vielen ungereimten Dingen, die sich in den letzten Wochen um mich herum zugetragen haben, von dem Gefühl ständig beobachtet zu werden und von dem ungewöhnlichen Vorfall am Institut für künstliche Intelligenz.

Für mich war der Anlass zunächst banal, als ich vor ein paar Wochen einen meiner vielen Kollegen am IFKI dabei überraschte, wie er sich an meinem Personalcomputer zu schaffen machte.

Nachdem ich ihn zur Rede stellte, wurde er ungewöhnlich aggressiv und drohte mir mit einem großen Unglück. Ich verstand sein Verhalten zunächst überhaupt nicht, da wir uns nur vom Sehen kannten und bezüglich unserer Forschung an völlig verschiedenen Themenstellungen arbeiteten.

Allerdings machte mich sein wirrer Zustand äußerst nachdenklich. Und als ich von ihm wissen wollte, was er auf meiner Festplatte gesucht habe, sprang er plötzlich auf mich zu und würgte mich am Hals. Ich wehrte mich vehement, hatte aber gegen diese kräftigen Arme keine Chance.

Mir schwanden schon die Sinne, als er genauso schlagartig wieder von mir abließ und ohne ein Wort zu sagen verschwand.

Völlig erschöpft sank ich auf meinen Schreibtischstuhl und rang nach Luft. Nach einer ganzen Weile hatte ich mich wieder einigermaßen erholt und konnte mir den ganzen Ablauf nochmals vergegenwärtigen.

Was hat Kollege Meier in meinem PC gesucht? Woher kamen diese Aggressionen? Sollte ich die Polizei verständigen?

Über den Dateimanager meines Computers konnte ich dann schnell herausfinden, dass er sich große Teile meiner bisherigen Buchabschnitte auf eine Diskette kopiert hatte.

Damit waren meine jahrelangen Forschungsergebnisse in fremde Hände geraten und ich wusste weder warum und schon gar nicht wozu.

Um auf Nummer sicher zu gehen, kopierte ich das vollständige Manuskript über eine serielle Schnittstelle auf meinen Laptop und brannte eine Sicherheitskopie auf einen CD-Datenträger, bevor ich das komplette Datenmaterial von meiner Festplatte des Computers löschte.

Mein Lektor hatte interessiert zugehört und meinte, dass ich unbedingt zur Polizei gehen solle, um Anzeige zu erstatten.

„Herr Bach, daran habe ich ja auch schon gedacht, nur was können der Dieb oder seine Hintermänner mit dem Inhalt meiner Buchdateien schon anfangen?“

Um alle unangenehmen Entwicklungen auch weiterhin von meiner Familie fern zu halten, werde ich mein Hotelzimmer, gleich nach der Rückkehr aus Amerika gegen eine kleine Wohnung tauschen. Mit meinen neunundzwanzig Jahren hätte ich das eigentlich schon längst tun sollen.

Abgehalten hat mich bisher nur die Tatsache, dass ich mit der finanziellen Belastung durch eine eigene Wohnung nicht mehr den größten Teil meines Assistentengehalts an die Ärmsten der Armen spenden kann.

Beim Thema Geld fällt mir spontan mein Autorenvertrag ein, den Herr Bach mir noch nicht zur Unterschrift vorgelegt hatte. Er kramt ihn in dreifacher Ausfertigung aus seinem Aktenordner und bevor ich unterschreibe, prüfe ich, ob meine Änderungswünsche korrekt eingearbeitet wurden.

Beim Verlassen meines Lektors, übergebe ich ihm eine Sicherheitsdiskette zur Aufbewahrung, die bis auf wenige Änderungen und Ergänzungen den aktuellen Stand meines zweihundertvierundfünfzigseitigen Buchmanuskripts enthält.

Ich mache ihm den Vorschlag:

„Herr Bach, während ich in Amerika bin, könnten Sie Korrekturlesen und sich noch ein paar Gedanken zum Klappentext machen.“

Er nickt und erkundigt sich nebenbei, ob ich noch weitere Sicherheitsdisketten angelegt habe und scheint zufrieden, als ich ihm sage, dass sich nur noch eine einzige Kopie auf meinem Laptop befindet.

Zum Schluss wünscht er mir einen guten Flug und einen erfolgreichen Aufenthalt in Amerika. Wir verabreden uns auf die übernächste Woche, um gleich nach der Tagung die letzten Details vor der Veröffentlichung meines explosiven Werkes zu besprechen.

Insbesondere war das endgültige Layout des Titelbilds vom Verlagsgrafiker noch immer nicht erstellt worden. Irgendwie habe ich den Eindruck, dass Herr Bach in meiner Angelegenheit etwas bremst.

\*

Beim Verlassen des Verlagsgebäudes habe ich wieder einmal dieses unguete Gefühl, beobachtet zu werden. Aus dem Augenwinkel heraus sehe ich etwas verschwommen, wie sich eine dunkelgekleidete Gestalt von einer Parkbank erhebt und mir folgt. Um sicher zu gehen, beschleunige ich meinen Schritt und wechsle bewusst mehrere Male die Straßenseite. Mein Verfolger bleibt jedoch mit einem Abstand von ein paar Metern immer in meiner Spur.

Obwohl mich eine leichte Panik überkommt, habe ich den Eindruck, dass er sich keine große Mühe gibt, um unerkannt zu bleiben. Vielleicht will oder soll er mir auch nur einen Schrecken einjagen? Ich fühle mich plötzlich mutterseelenallein und weiß nicht, wie ich diesen schrecklichen Schatten endlich wieder loswerden kann.

In meiner Verzweiflung fange ich an zu laufen, doch schon bald kann ich den röchelnden Atem meines Verfolgers wieder hinter mir hören. Ich steuere wie in Trance auf eine schwere

Stahltür zu, die in eine Tiefgarage führt. Ohne zu überlegen, reiße ich diese dicke Brandschutztür aus Leibeskräften auf und schlage sie mit einem kräftigen Schwung schnell wieder hinter mir zu.

Der dumpfe Knall der einrastenden Tür und ein ohrenbetäubender Aufschrei aus einer Männerkehle lassen mich zusammenfahren und einen hastigen Blick hinter mich werfen. Aus einer der senkrechten Türfugen spritzt dunkelrotes Blut, wie aus einer zerplatzten Plastiktüte. Und wie durch eine dünne Nebelwand sehe ich ein paar abgetrennte Fingerkuppen auf den Boden der Parkgarage fallen.

Mein Herz schlägt mir bis zum Hals und ich muss alle Kraft und Sinne zusammennehmen, um das andere Ende der Tiefgarage zu erreichen. Ich laufe die PKW-Einfahrt der Garage hoch und überquere eine stark befahrene Hauptstraße, ohne nach rechts oder links zu sehen, um den dahinter liegenden Taxistand zu erreichen.

Von meinem Verfolger ist weit und breit nichts zu sehen. Ich lasse mich in das erste Fahrzeug der langen Taxireihe fallen und direkt zu meinem Hotel bringen. Dort liege ich Stunden auf meinem Hotelbett und lasse meinen Tränen freien Lauf.

Nachdem ich mich wieder einigermaßen beruhigt habe, gehe ich in das hoteleigene Cafe, um meine Nerven mit etwas Süßem zu stärken. Je länger ich über dieses grausige Erlebnis nachdenke, desto mehr wird mir klar, dass mir nicht mehr allzu viel Zeit bleibt, um mein Werk fertig zustellen und zu veröffentlichen.

Da ich bereits morgen Mittag nach Amerika fliegen werde, entschieße ich mich, auch diesen Vorfall zunächst für mich zu behalten und die weitere Entwicklung abzuwarten. Eigentlich müsste nach der Veröffentlichung meines Buches der ganze Spuk vorbei sein. Doch erstmal bin ich froh und dankbar, dass

ich diese lebensgefährliche Umgebung für ein paar Tage verlassen kann.

\*

Mein Flugzeug nach New York City startet 10.55 Uhr, so dass ich noch ausreichend Zeit habe zu frühstücken und mit der Bahn zum Flughafen anzureisen.

Nach dem Einchecken in die Business Class rufe ich zu Hause bei meinen Eltern an, um mich nochmals von meiner großen Familie zu verabschieden und mit meiner Mutter etwas über den Ablauf meiner Vortragsreise zu plaudern.

Sie gibt mir ein paar nützliche Tipps, die sie von ihren unzähligen Seminaren, Vorträgen und Fernreisen, vor allem in die Dritte Welt, mitgebracht hat. Ich liebe meine Mutter mehr als alles auf dieser Welt, denn schließlich habe ich ihr mein Leben im wahrsten Sinne des Wortes zu verdanken.

Und dies gilt nicht nur für mich, sondern auch für meine zwölf Geschwister, die ich ebenfalls sehr vermissen werde. Bevor wir unser herzliches Gespräch beenden, frage ich meine Mutter, ob sie von meinem großen Bruder Julien in letzter Zeit etwas gehört habe.

„Ich weiß nur von seinem Freund, dass er in den nächsten Tagen im Auftrag seines Basketballvereins nach Amerika fliegen darf. Pass gut auf dich auf, mein Schatz.“

Als über die Lautsprecheranlage der Flug LH 747 nach New York aufgerufen wird, muss ich meiner Mutter versprechen, dass ich sie gleich nach der Ankunft in meinem Hotel zurückrufen werde.

Ich ziehe meine Bordkarte aus der Tasche und gehe nach dem üblichen Sicherheits-Check direkt in die abflugbereite Maschine. Das Wetter ist wunderschön und ich kann den Start und die wunderbare Aussicht genießen, bis die normale Flug-

höhe erreicht ist und ein ausgezeichnetes Mittagessen serviert wird.

Vor dem Beginn des zweistündigen Videofilms fülle ich noch schnell das vorgeschriebene Einreiseformular für die Vereinigten Staaten aus, um mich dann entspannt in meinen Sitz zurückzulehnen.

Was für ein luxuriöses Leben, von dem die große Mehrheit der Menschen gar nicht weiß, dass es so etwas überhaupt gibt. Auf den kleinen Snack kurz vor der Landung verzichte ich und gehe stattdessen das Timing nach der Ankunft nochmals durch. Wegen der Flugrichtung von Ost nach West, liegt die Ortszeit nur wenig über der Abflugszeit, so dass es jetzt erst früher Nachmittag in New York ist.

Passkontrolle, Persönlichkeitscheck, Gepäckband und Zoll habe ich schnell erledigt und stehe schon bald in der gleißenden Sonne am Ende einer langen Warteschlange vor dem Flughafengebäude, um ein freies Taxi zu ergattern.

Die Fahrt zum Hotel dauert ungefähr eine Stunde und stimmt mich sehr schnell auf den American Way of Life ein. Verglichen mit dieser brodelnden Megastadt, sind die europäischen Großstädte eher wie ruhige und überschaubare Vororte.

Aber, so faszinierend diese Riesenmetropole auf den ersten Blick auch sein mag, für immer will ich hier auf keinen Fall wohnen und arbeiten müssen.

\*

Nachdem ich mich zu Hause bei meiner Familie gemeldet habe, fahre ich mit dem Fahrstuhl in die Lobby, wo die Registrierung für die Tagungsteilnehmer in einem Seitentrakt aufgebaut ist.

Die gesamten Unterlagen werden in einer hübschen Kollegmappe ausgegeben, die ich mir gleich um meine Schulter hän-

ge. Für 18.00 Uhr ist eine Welcome-Party angesetzt, die ich auf keinen Fall versäumen will.

Bei solchen zwanglosen Treffen ergeben sich oft interessante Gespräche und Diskussionen mit Fachkollegen, wie sie während der Konferenz selbst meist nicht möglich sind. Ich bin gespannt, wem ich diesmal begegnen werde.

Bis dahin bleibt mir aber noch eine Menge Zeit, um in einem der typischen, chinesischen Restaurants Manhattans eine Kleinigkeit zu essen und den Puls der Stadt zu spüren. Aus den unzähligen Töpfen und Pfannen eines kleinen, hübschen Lokals nehme ich mir einige Köstlichkeiten und setze mich zu einem älteren Chinesen an den Tisch.

Während des Essens kann ich dem Tagungsprogramm entnehmen, dass mein Vortrag für Übermorgen angesetzt ist. Hoffentlich stoßen meine Überlegungen bei den Experten der künstlichen Intelligenz auf fruchtbaren Boden und bringen eine weltweite Erforschung der menschlichen Soft- und Hardware in Gang. Dann erst wäre mein Beitrag ein voller Erfolg und eine innovative Bereicherung für die Konferenz.

Durch das ungehemmte Rülpsen meines asiatischen Tischnachbars, werde ich aus diesen Gedanken gerissen und wieder an die Realität des Lebens erinnert. Was interessieren schon die breite Bevölkerungsschicht meine technischen Betrachtungsweisen zur Organisation des biologischen Lebens und dessen vorprogrammiertem Ende?

Solange man sein Leben in den eigenen Händen hält und es gestalten und genießen kann, verdrängt man sämtliche Fragen zum Lebensende ebenso hartnäckig, wie man den eigenen Beitrag zur Umweltverschmutzung und zum Elend in der Dritten Welt gerne weit von sich schiebt.

Während mein Gegenüber noch schlürfend seine Glasnudeln, Bambussprossen, Gemüse, Fleischröllchen und Sojasoße ge-

nießt, gehe ich zur Kasse am Ausgang des Lokals und bezahle die Rechnung mit meiner Kreditkarte.

Draußen umgibt mich ein lauer Wind, der vom Hudson River herüberweht und ich nehme dabei die pulsierende Hektik der Hauptverkehrszeit in mir auf, wobei ich mir innig wünschte, einen lieben und vertrauten Menschen in diesem chaotischen Schmelztiegel an meiner Seite zu haben.

\*

Am Eingang zum Festsaal des Tagungshotels werden Sektgläser gereicht, damit die Teilnehmer miteinander anstoßen können und sich zwangslose Diskussionsgruppen bilden. So mache ich rasch die Bekanntschaft mit einem Kollegen aus Indien, der das Steuer- und Regelverfahren für einen krabbelnden Putzroboter hier vortragen wird. Interessant an seinen Ausführungen ist, dass man erstmals versucht hat, das im Gehirn von Käfern gespeicherte Bewegungsprogramm zu entschlüsseln, um es dann dem Krabbelroboter in sein digitales Elektronengehirn einzuprogrammieren.

Ich mache mir eine Notiz in mein Programmheft, denn diesen Vortrag will ich auf keinen Fall versäumen. Inzwischen hat sich ein renommierter Hirnforscher aus den USA zu uns gesellt. Er stellt sich als Professor Lebib vor und erklärt, dass er sich mit der Softwarestruktur des menschlichen Gehirns beschäftigt. Seine Ausführungen über die gewaltigen Ausmaße der Speicherkapazität biologischer Neuronennetze sind schon beeindruckend, liegen sie doch viele Größenordnungen über dem, was unsere besten Mikrochips leisten können.

Auch seinen Vortrag werde ich besuchen, um meine eigenen Vorstellungen zu diesem Thema ergänzen und abrunden zu können. Auf meine Frage, ob er sich vorstellen könne, dass es einen Programmbereich im Gehirn gebe, der nur einmal nach



Eintritt des Todes aktiviert wird, meinte er nur knapp und bündig:

„Yes, of course.“

Ein allmähliches Anschwellen des Geräuschpegels zeigt mir an, dass der offizielle Teil des Abends beginnt. Nachdem der Conference Chairman, als Leiter der Veranstaltung sowie ein Vertreter aus der Industrie und einer aus der Stadtverwaltung ihre Ansprachen gehalten haben, wird das Buffet freigegeben und alle Grüppchen lösen sich zunächst auf, um sich nach dem Tellerfüllen wieder neu zu formieren.

Als ich endlich am Ende des Buffets ankomme, stelle ich mich noch eine zeitlang zu einer deutsch sprechenden Gruppe, ehe ich mich in Richtung Hotelzimmer verabschiede.

Es ist schon ein großartiges Erlebnis, die gesamte Weltspitze seines Fachgebiets und der Nachbardisziplinen auf einer solchen Tagung zu treffen und praktisch mühelos an Informationen aus erster Hand zu gelangen.

\*

Mein Vortrag liegt in der ersten Session an diesem Morgen und ist auf 9.00 Uhr festgelegt worden. Wie immer vor solchen wichtigen Auftritten, bin ich etwas aufgeregt. Es ist ein sonderbares Gefühl, wenn mich der Chairman als Speaker vorstellt und mir das Wort erteilt.

Die anschließende Stille erzeugt einen Kloß in meinem Hals, den ich möglichst schnell herunterschlucken möchte. Ich beginne meinen Vortrag mit der üblichen Anrede:

„Mr. Chairman, Ladies and Gentlemen,“

und einer kurzen Einleitung, in der ich eine Folie mit einer Gegenüberstellung von intelligenten Maschinen und biologischen Lebewesen auflege und deren Inhalt erkläre.

„Beiden gemeinsam ist ein materieller Aufbau, den man auch als Hardware bezeichnen kann,“

fahre ich in englischer Sprache fort.

„Diese Hardware beinhaltet neben den für die Funktion wichtigen Komponenten auch eine Steuereinheit, die die Befehle an die einzelnen Bewegungselemente ausgibt, man spricht deshalb auch von Aktoren. Die Rückkopplung mit der Umgebung und dem gewünschten Bewegungsvorgang erfolgt über verschiedene Sensoren oder unterschiedliche Tastsinne.

Die Entscheidung, wie auf die Eingangsgrößen am Ende reagiert wird, fällt in der Steuereinheit und ist einzig und allein von der Programmierung abhängig. Während man bei einfachen Automatensteuerungen die Reaktion immer vorhersagen kann, ist dies bei intelligenten Maschinenwesen nicht mehr so einfach möglich, da die Programmstrukturen schon sehr kompliziert sind. Entscheidungen hängen jetzt nicht mehr nur von einem einfachen Grundmuster ab, sondern von sehr vielen Einflussfaktoren, die einer großen Anzahl unterschiedlicher Regelvorschriften unterworfen werden.

Ladies and Gentlemen, die Gesamtheit der Verhaltensregeln ist aber begrenzt auf das, was die intelligente Maschine für die Bewältigung ihrer Aufgabenstellung benötigt, um zufrieden stellend zu funktionieren und sich ändernden Umgebungsbedingungen anpassen zu können.

Automaten bleiben soft- und hardwaremäßig überschaubar und können daher beliebig oft reproduziert und umprogrammiert werden. Nach dem endgültigen Hardwareausfall einer intelligenten Maschine wird die Software bedeutungslos, da sie ohne Sensorinput an irgend einem Punkt stehen bleibt.

Und genau an dieser Stelle beginnt der entscheidende Unterschied zu den biologischen Lebewesen, die auch noch eine Software für das Leben danach besitzen. Diese wird aber erst dann aktiviert, wenn alle Sensoren und Aktoren ausgefallen

sind, wenn das so genannte irdische, körperbezogene Leben zu Ende ist.“

„Dann läuft ein Todesprogramm ab, von dem wir bis heute nur sehr wenig wissen. Wertet man die vielen bekannt gewordenen Nahtoderlebnisse aus, so beginnt die Todessoftware immer mit einem Schnelldurchlauf des eigenen Lebens, wobei besonders markante Situationen nochmals bewusst und intensiv erlebt werden.

Selbstverständlich, Ladies and Gentlemen, findet dabei ein scheinbares (virtuelles) Wiedersehen mit lieben Verwandten, Freunden, Bekannten und anderen Weggefährten statt. Ähnlich wie in einem Traum wird der persönliche Lebensinhalt mit allen Höhen und Tiefen real empfunden.

Das so genannte schlechte Gewissen ist ein Speicherbereich des Gehirns, in dem die Vergehen, Fehler und Versäumnisse als Informationen abgelegt sind und nun der Reihe nach, ohne den Zugriff durch unseren Willen, abgearbeitet werden.

Meiner Meinung nach wird in dieser Prozedur entschieden, ob der weitere Verlauf der Todessoftware zum schmerzlichen Alptraum, zum ewigen Glücksgefühl oder einer Varianten dazwischen wird.

In diesem Übergangsbereich von der virtuellen Wiedergeburt hin zur Ewigkeit enden die verwertbaren Kernaussagen der Menschen mit Nahtoderlebnissen. Das Auftauchen eines hellen und warmen Lichts, von dem übereinstimmend berichtet wird, muss als der Eintritt in das Ewige Leben gewertet werden, von dem allerdings noch kein Mensch jemals zurückgekehrt ist.“

Ich beende meinen Vortrag mit einer allgemeinen Aufforderung an alle Hirnforscher und Intensivmediziner, diejenigen Sensoren und Mechanismen zu lokalisieren und zu aktivieren, um dem Programm im menschlichen Gehirn den Weg in die Ewigkeit freizumachen.

Dann wird es der Wissenschaft eines Tages möglich sein, diesen Zustand künstlich einzuleiten und so das letzte Geheimnis des Todes endgültig aufzuklären und eine Jahrtausend alte Geisel von der Menschheit zu nehmen.

\*

Der Vorsitzende bedankt sich für meine Ausführungen und gibt die Diskussionsrunde frei. Die erste Frage aus dem Zuhörerkreis stellt ein Europäer, der etwas Genaueres zum Begriff der Ewigkeit wissen will.

Ich erkläre ihm, dass mit der Loslösung des Geistes vom Körper die Programme im Gehirn nicht mehr hardwareorientiert, sondern nur noch softwareorientiert ablaufen und damit wesentlich kürzere Bearbeitungszeiten aufweisen. Es handelt sich jetzt nur noch um eine reine Computeranimation, einen künstlichen Traum, der sich ausschließlich in unserer Erinnerungswelt abspielt.

Als Beispiel nenne ich ihm einen Langstreckenlauf, der im Traum in winzigen Bruchteilen einer Sekunde zurückgelegt werden kann und von dem Betroffenen dennoch als real empfunden wird. Und ich präzisiere:

„Wenn man also die unvorstellbare Datenmenge, die das Gehirn losgelöst von den Sinnesorganen in einer tausendstel Sekunde bewältigen kann, hochrechnet auf die Zeitspanne, die dem Sterbenden zwischen dem klinischen und biologischen Tod verbleibt, so sind Minuten im Diesseits eine Ewigkeit im Jenseits.“

Ein erstauntes Kopfnicken zeigt mir, dass der Fragesteller zufrieden gestellt ist und sich mit dem Gesagten auseinandersetzen will.

Noch nicht ganz verarbeitet hat ein indischer Zuhörer die Vorstellung von der Wiedergeburt. Ich erkläre ihm:

„Sir, jeder Mensch bekommt bei seiner Zeugung nur einmal eine Körperhardware und eine Lebenssoftware. Daher kann sich die Wiedergeburt nur geistig im Softwarebereich des Gehirns abspielen, und zwar solange, bis die Gehirnzellen abgestorben sind. Selbstverständlich wird der Ablauf des Todesprogramms von den gespeicherten Lebensdaten des Sterbenden abhängig sein.“

Ich mache ihn außerdem darauf aufmerksam, dass dies überhaupt keinen Widerspruch zu den unterschiedlichen religiösen und philosophischen Anschauungen darstellt, da die Auswirkungen und Konsequenzen im Endeffekt auf ein und dasselbe Ergebnis hinauslaufen.

Eine ältere Afrikanerin will wissen, ob man diese Betrachtungen auch auf andere Lebewesen übertragen kann.

Dankbar greife ich diese Frage auf, da sie mir doch Gelegenheit bietet, auf einen wichtigen Aspekt meiner Forschungsarbeit etwas näher einzugehen, der in der Theologie völlig verdrängt wird.

„Selbstverständlich, Madame, haben auch Tiere einen Zugang zum Ewigen Leben, da diese Eigenschaft der Biosoftware vom Tier an die Menschen weitergegeben wurde und damit bis auf den Ursprung der Schöpfung zurückgeht.“

Dass alle Lebewesen am Ende ihrer Existenz eine Todessoftware durchlaufen müssen, hat die Kollegin anscheinend sehr verwirrt und nachdenklich gemacht, denn sie will auf keinen Fall mit weiteren Fragen nachhaken.

Obwohl es noch weitere Wortmeldungen gibt, bricht der Vorsitzende aus Zeitgründen die Diskussion an dieser Stelle ab. Er bedankt sich nochmals bei mir und bittet die Zuhörer, die restlichen Fragen in einer der Kaffeepausen im Foyer zu erörtern.

Ich sammle meine Vortragsunterlagen wieder ein und gehe zurück zu meinem Platz im Auditorium. Insgesamt habe ich ein

sehr gutes Gefühl, was die Resonanz meines Tagungsbeitrages angeht.

\*

Nach zwei weiteren Vorträgen wird die Session für eine halbe Stunde unterbrochen und es werden im Vorraum Kaffee und Gebäck gereicht. Ich bin sehr erleichtert, dass ich nun etwas befreiter die weiteren Tagungsaktivitäten angehen kann.

Im Nu bin ich in eine lebhafte Diskussion über die Strukturierung der Todessoftware verwickelt. Auch bedrängt einige Teilnehmer die Vorstellung, Gefühle zu erfahren, obwohl der Körper längst abgestorben ist. Diese Tatsache unterscheidet das biologische Lebewesen doch erheblich von einer intelligenten Maschine.

Die gesamte Runde ist sich am Ende einig, dass diese Trennung von Körper und Geist in Zukunft verstärkt erforscht werden muss, um endlich möglichst viel Klarheit und Sicherheit in diesen grundlegenden Fragen zu bekommen.

Dass die Betonung nicht auf Mensch sondern allgemein auf Lebewesen lag, fand gegenseitige Zustimmung. Eine solche logische und unstrittige Ausgangslage hat die moderne Evolutionstheorie möglich gemacht, da sie eindeutig klarstellt, dass der Mensch vom Tier abstammt und somit keine besondere Schöpfungsfigur darstellt. Dies lässt natürlich interessante Schlussfolgerungen zu, die ich in meinem Buch ausführlich beschreiben will.

\*

Müde und abgespannt gehe ich nach dem letzten Vortrag auf mein gemütliches Hotelzimmer, um mich zu duschen und noch etwas auszuruhen, bevor um 20.00 Uhr das Gala Dinner

auf dem Programm steht. Solche Festlichkeiten sind immer der Höhepunkt bei internationalen Tagungen und deshalb ein absolutes Muss.

Im Fernseher schalte ich einen amerikanischen Nachrichtensender ein, um mich über die Weltereignisse des Tages zu informieren. Es ist nichts Spektakuläres passiert und das Wetter soll weiterhin schön und warm bleiben, prima.

Da ich übermorgen bereits wieder zurückfliegen möchte, rufe ich noch kurz bei meiner Fluggesellschaft an, um meinen Flug rückbestätigen zu lassen. Pünktlich zum Einlass fahre ich mit dem Lift in die zweite Etage, wo ein riesiger Festsaal für die schätzungsweise tausend Konferenzteilnehmer bereits hell erstrahlt.

Wie gewohnt, gibt es am Eingang als Aperitif ein Gläschen Sekt oder Sherry, mit dem ich den großen Saal betrete, der mit einem Meer aus gedeckten und geschmückten Tischen bestückt ist.

Es bilden sich zunächst wieder kleine Grüppchen und ich habe mir angewöhnt, so lange umherzuschlendern, bis ich eine Gruppe mit heimischen Klängen gefunden habe. Es ist nämlich wesentlich entspannender, einen ganzen Abend mit Landsleuten zu plaudern, als sich auf Englisch mit Nichtengländern zu unterhalten.

Ich finde eine lachende und spaßende Gruppe junger Landsleute, zu der sich auch der Hirnforscher aus den USA gesellt hat. Nach der Begrüßung der Einzelnen, frage ich, ob ich mich anschließen darf, und schon ist der festliche Abend für mich gerettet.

Der Amerikaner erkundigt sich, woher ich komme und ob ich auch ein Paper auf der Konferenz präsentieren werde. Es entwickelt sich eine lockere Unterhaltung unter Kollegen und er bedauert es sehr, dass er meinen Vortrag verpasst hat. Die

Gruppe steuert inzwischen auf einen Tisch gegenüber dem Podium zu und ich nehme neben zwei jungen Kollegen Platz. Nachdem die Verantwortlichen der Tagung ihre Reden und Ansprachen abgeschlossen haben, wird es ein außergewöhnlich schöner Abend mit vielen kulinarischen Leckerbissen und einer unterhaltsamen, folkloristischen Darbietung amerikanischer Geschichte auf der Showbühne.

Um Mitternacht löst sich unsere Gesellschaft allmählich auf. Als ich meinen Zimmerschlüssel an der Rezeption entgegennehme, ist zu meiner großen Verwunderung eine Nachricht für mich hinterlegt.

Der Hotelangestellte gibt mir einen Notizzettel und ich lese:

„Werde Dich morgen kurz besuchen, Julien.“

Das ist eine tolle Überraschung und ich kann es kaum erwarten, meinen großen Bruder in die Arme zu schließen.

\*

Nach einem ausgiebigen Frühstück am Buffet mache ich mich auf den Weg zu den Sitzungsräumen. Da immer mehrere Vortragsreihen parallel abgehalten werden, muss man zwangsläufig Schwerpunkte setzen und eine Auswahl treffen. Ich entscheide mich zunächst für den Vortrag über den krabbelnden Putzroboter meines indischen Kollegen.

Als das Licht verdunkelt wird und er mit seinen Ausführungen beginnt, habe ich das unguete Gefühl, beobachtet zu werden. Und mit einem Schlag werden mir meine Probleme zu Hause wieder bewusst, die allesamt nur um zwei Fragen kreisen.

Erstens. Warum nur kann man seine ehrliche Meinung zu wichtigen Lebensbereichen nicht offen äußern?

Zweitens. Geht es am Ende nur um reine Machtpositionen und die Aufrechterhaltung einer heilen Scheinwelt oder einfach nur um Wegschauen?



Wenn man sich die Geschichte der Menschheit anschaut, dann sind es tatsächlich nur Macht und Geld, die viele Menschen treiben und nicht der Drang nach Wahrheit und schon gar nicht das Schicksal der anderen.

Mir wird plötzlich klar, dass dies auf der ganzen Welt so ist und ich auch fern der Heimat mit meinen Äußerungen und Ansichten kaum Freunde gewinnen kann.

Gut, dass Julien mich besuchen kommt. Das Treffen mit meinem Bruder wird diese trüben Gedanken schnell wieder verdrängen.

Beim Mittagessen treffe ich erneut den US-Hirnforscher und setze mich an seinen Tisch. Er bittet mich, ihm etwas über meine Forschungsaktivitäten zu erzählen und ich gebe ihm eine Kurzfassung meines gestrigen Beitrages, während er aufmerksam zuhört.

Natürlich steuere ich das Gespräch in die gewünschte Richtung, denn ich erhoffe mir, ihn von meiner Idee des künstlichen Todes zu begeistern. Sein nachdenkliches Gesicht sagt mehr als tausend Worte und er bietet mir spontan seine fachliche Unterstützung an. Nach dem Nachtisch tauschen wir noch unsere Visitenkarten aus und gehen dann in unterschiedliche Vortragsveranstaltungen.

Wenn ich nur wüsste, um welche Uhrzeit mein Bruder Julien kommen wird?

Ich beschließe, die letzten beiden Sessions später im Tagungsband nachzulesen und stattdessen lieber im Hotelzimmer auf meinen großen Bruder zu warten.

\*

Am späten Nachmittag ist es dann endlich soweit. Es klopft an meiner Zimmertür, ich öffne und vor mir steht mein Bruder Julien, der mich um mindestens zwei Köpfe überragt. Wir be-

grüßen uns herzlich und machen es uns dann auf der Leder-couch bequem.

„Susej, du kannst dir nicht vorstellen, wie sehr ich mich freue, dich wieder zu sehen. Meine ersten Testspiele in der amerikanischen Basketball-Liga habe ich bereits absolviert. Sie waren sehr lehrreich für mich, da die Leistungsunterschiede gegenüber Europa doch enorm sind.“

Ich unterbreche ihn mit keinem Wort, da er voll in seinem Element ist. Als er die wichtigsten Informationen losgeworden ist, zieht er plötzlich eine Flasche Sekt und zwei Gläser aus seiner Jackentasche und gießt ein.

Mit einem sympathischen Lachen im Gesicht meint er:

„Susej, wir müssen doch auf unser Wiedersehen so fern der Heimat gebührend anstoßen.“

Wir prosten uns zu und trinken einen kräftigen Schluck. Fast gleichzeitig verziehen wir unsere Gesichter, denn der Sekt hat einen sonderbaren Nachgeschmack.

Da ich sonst nie Alkohol trinke, mache ich mir keine weiteren Gedanken. Wir reden noch ein bisschen weiter als ich plötzlich Schweißausbrüche bekomme. Julien scheint es ähnlich zu ergehen, denn er fällt mit einem seltsamen Ruck auf die Seite und bleibt wie regungslos und mit offenen Augen auf der Couch liegen.

Auch ich kann jetzt kaum noch einen klaren Gedanken fassen und kämpfe gegen die nahende Bewusstlosigkeit mit allen Kräften an.

Wie durch einen Nebel, inmitten kreisender Bilder, sehe ich eine dunkel gekleidete Gestalt, die schnellen Schrittes das Zimmer durchquert und zielsicher auf meinen Laptop zusteuert und mit diesem hastig das Zimmer wieder verlässt, nicht ohne vorher noch etwas Unordnung anzurichten.

Für einen Moment habe ich das seltsame Gefühl, dieser Person schon mal begegnet zu sein.

Dann schlagen die Wellen über mir zusammen und ich weiß mit einem Schlag, dass das mein Lebensende ist, genau genommen die Phase, bei der sich der Geist vom Körper trennt. Mit einem mal umgibt mich eine wohlige Ruhe und ich habe das Gefühl, leicht wie eine Feder zu sein. Die Schwerkraft, die unser ganzes irdische Leben prägt, scheint in diesem Stadium aufgehoben zu sein.

Mit der Loslösung von meinen Sinnesorganen ist mein klinischer Tod eingetreten, der eine spezielle Softwareroutine in meinem Gehirn aktiviert, die für den Ablauf des Todesprogramms zuständig ist.

Dabei spüre ich, wie mein Lebenswille ebenfalls außer Kraft gesetzt wird und einer unkontrollierbaren Instanz Platz macht, die nur noch dem Willen des Schöpfers gehorcht.

Es ist, als wenn man zu seinem eigenen Zuschauer wird und fortan die weiteren Geschehnisse absolut nicht mehr beeinflussen kann.

\*

Obwohl mein irdisches Lebensende nun sehr überraschend für mich gekommen ist, habe ich sonderbarerweise nicht den Wunsch, in meinen alten Zustand zurückkehren zu wollen. Jetzt möchte ich erfahren, ob sich der Sterbensvorgang genauso abspielt, wie ich es in meinem Buch aufgeschrieben habe.

Meine Lebensrückblende und meine geistige Wiedergeburt müssten demnach in einem kleinen Vorort von Saigon in Vietnam beginnen, wo ich vor neunundzwanzig Jahren unerwünscht zur Welt kam und die ersten vier Jahre meines Lebens in ärmsten Verhältnissen und unsäglichem Elend verbringen musste.

\*

## *Meine Kindheit*

Ziemlich verlassen und einsam sehe ich mich Mutterseelen alleine vor einer ärmlichen Hütte sitzen und ich habe schrecklichen Hunger. Der Hunger begleitet mich schon, solange ich denken kann. Dieses dauernde Magendrücken war auch der Grund, warum ich eines Tages ein kleines Geschwür an meinem Bauch bekam und mir in einem Krankenhaus ein künstlicher Darmausgang gelegt wurde.

Das geschieht hier in meiner Heimat in Vietnam sehr oft, da die Unterernährung ein idealer Nährboden für alle möglichen Krankheiten ist. Weil die Ärmsten der Armen solche medizinischen Eingriffe nicht bezahlen können, werden die Operationen von angehenden Ärzten an diesen Menschen geübt.

Durch die unhygienischen Verhältnisse in meiner Umgebung war diese offene Wunde immer stark entzündet und hat mir sehr weh getan. Zu den starken Schmerzen kam noch erschwerend hinzu, dass ich von meinen Mitmenschen und anderen Kindern wie eine Aussätzige behandelt wurde. Man mied mich, wegen dieser stinkenden Auffälligkeit, wie die Pest und ich litt sehr darunter.

Zu meinem großen Erstaunen, kommt mir dieser Lebensabschnitt jetzt in der Wiederholung überhaupt nicht mehr so einsam und beschämend vor wie damals. Ganz deutlich sehe ich meine leibliche Mutter vor mir, wie sie mir aus falscher Scham und reinem Egoismus den Zugang zu unserer armseligen Hütte für immer verbietet.

Und so habe ich ein Dasein ohne regelmäßige und ausreichende Nahrungsaufnahme oder ein beschützendes Dach über dem

Kopf zu bewältigen. Ich ernähre mich von dem was so herumliegt und herumkrabbelt und von dem ich als kleines Mädchen denke, dass es satt machen könnte.

Es ist ein einsames Hundeleben, das keinerlei Hoffnung auf Besserung bietet. Mit dieser schrecklichen und stinkenden Wunde am Bauch gibt es für mich ohnehin keine Zukunft.

Meiner leiblichen Mutter geht es diesbezüglich etwas besser. Da sie sich scharenweise Freier anschleppt, kommt sie ganz gut über die Runden und sie scheint mit ihrem Schicksal auch einigermaßen zufrieden zu sein. Immerhin kann sie sich schöne Kleider kaufen, die Haare färben und die Fingernägel anmalen.

Warum sie mich so schlecht behandelt, werde ich mein Leben lang nicht verstehen. Vielleicht weil ich meinen offenen Darmausgang am Bauch nur mit Lumpen abdecken und mit Laub notdürftig reinigen kann und somit immer eine Geruchsbelästigung für meine Umgebung bin?

Ich sehe wieder ganz deutlich, wie sie mir zu verstehen gibt, dass ich mich vor ihren Kunden verstecken soll, damit keine Schmach und Schande auf sie abfällt.

Und so bleibt mir in den ersten Lebensjahren absolut jede Freude versagt. Natürlich wird meine Mutter diese schwere Schuld spätestens während ihres Ablebens einsehen und bewältigen müssen.

In meinem Lebensabriss jedenfalls sind all diese schrecklichen Verstümmelungen meiner kleinen Seele nicht mehr mit Qualen und Schmerzen verbunden, sondern sie sind eher ein Gefühl der Erleichterung aus sicherer Distanz.

\*

Eines Morgens kommt meine Rabenmutter ganz aufgereggt angerannt, wäscht mich und zieht mir zum ersten mal in meinem

Leben anständige Kleider an. Auf meine neugierigen Fragen geht sie überhaupt nicht ein, sondern schleppt mich sogleich in den Nachbarort, zu meiner Oma.

Obwohl diese alte Frau ebenfalls bettelarm ist, hat sie mir doch ab und zu etwas Essbares vorbeigebracht und ein paar Worte mit mir gesprochen. Ich mag sie deshalb sehr.

Sie gab mir auch eines Tages einen dicken Stock und nahm mir damit etwas meine Angst vor den vielen umher streunenden Hunden, die vom Geruch meiner offenen Wunde wie magisch angezogen wurden und von Zeit zu Zeit auf mich losgingen.

Ich frage meine Oma voller Ungeduld:

„Warum muss ich zu dir hierher kommen, Oma?“

Mit einem gütigen Augenzwinkern antwortet sie mir:

„Heute kommt eine weiße Frau aus einem fernen Land vorbei, die sich Deine Wunde ansehen möchte.“

Ich fühle bei diesen Worten zum ersten mal so etwas wie Hoffnung in meinem kleinen, vernachlässigten Mädchenherzen. Ich spüre Freudentränen in meinen Augen.

Überglücklich und besonders artig stelle ich mich auf und warte, was da auf mich zu kommt. Als dann endlich die Tür aufgeht, steht eine große und schlanke Frau mit langen blonden Haaren im Zimmer, die auch gleich auf mich zugeht. Die Fremde nimmt mich in ihre Arme und sie drückt mich lange und innig.

Ganz genau spüre ich jetzt noch einmal die wohlige Wärme, die meinen ganzen Körper damals durchströmte. Für mich ist diese Frau eine Heilige, ein Wesen von einem anderen Stern, das so gut riecht, dass ich es am liebsten nie wieder loslassen möchte.

Der Unterredung, die sich dann anschließt, kann ich nicht folgen, da es eine fremde Sprache für mich ist. Es geht aber um mich, das kann ich den Gesten eindeutig entnehmen.

Bevor diese wunderschöne Frau uns wieder verlässt, drückt sie mich noch einmal herzlich und lässt mir ausrichten, dass sie mich in ihrem Heimatland operieren lassen wird und ich sehr wahrscheinlich wieder ganz gesund werden kann.

Diese Worte geben mir ein unbeschreibliches Glücksgefühl in meinem tiefsten Inneren und sie sind der gute Stab, an dem ich mich die nächsten Monate festhalten kann. Denn so schnell, wie ich in meine schönen Kleider gesteckt wurde, so schnell sitze ich wieder in Lumpen vor unserer armseligen Hütte.

Und es vergeht Tag um Tag, ohne dass sich irgend etwas tut. Ich kann ja nicht wissen, dass man zur Ausreise einen Pass und eine Einverständniserklärung meiner leiblichen Mutter braucht. Da diese nicht lesen und schreiben kann, hat das die blonde Frau aus dem fernen Land erst über eine vietnamesische Anwältin mühsam in die Wege leiten müssen.

Ich sehe in meinem Lebensfilm wieder genau den Tag vor mir, als die Anwältin mit einem Flugticket und Pass vorbeikommt und meine leibliche Mutter ein Dokument unterschreiben lässt. Morgen soll es tatsächlich losgehen, in eine fremde Welt, in der sich mein Leben endlich zum Besseren wenden wird.

Meine Mutter erhält noch den Auftrag, mich für die lange Reise ordentlich frisch zu machen, mir saugfähige Tücher um den Bauch zu binden und mir schöne Kleider anzuziehen.

Die verbleibende Zeit bis zum Abflug liegt sie mir dann nur noch in den Ohren, wie ich mich zu verhalten habe und dass ich möglichst viele Geschenke und Wertsachen erbetteln und mit zurückbringen soll.

An meine bevorstehende Operation verschwendet sie nicht ein einziges Wort und ich bin heilfroh, als sie mit ihren Predigten zu Ende ist. Damals in Vietnam war mein Herz sehr traurig über ihre unersättliche Gier, jetzt, im Lebensfilm, empfinde ich nur noch tiefes Mitleid.

Der Abschied von meiner guten Vietnamoma fällt mir hingegen sehr, sehr schwer und ich bin glücklich, dass ich sie jetzt in meinem Todesablauf noch einmal wieder treffen darf. Es ist ein unbeschreiblich schönes Gefühl, das mir in meinem irdischen Leben in dieser Phase leider nicht vergönnt war.

\*

Die vietnamesische Anwältin zeigt mir meinen ersten Reisepass, in den ein Visum für sechs Monate eingestempelt ist und der mich als ein vierjähriges Mädchen ausweist. Dass sie ihn mit anderen Papieren gleich wieder in ihre Tasche zurücksteckt, zeigt mir, dass er wichtig ist und ich folgere daraus, dass ich zum ersten mal in meinem Leben wichtig bin.

Gemeinsam besteigen wir das wartende Taxi und machen uns auf den langen Weg in Richtung Flughafen. Ob ich jemals wieder in dieses Elend und diese Not zurückkehren muss? Hoffentlich nicht!

Schon sehr bald werden die Häuser am Straßenrand dichter und der Verkehr nimmt ohrenbetäubende Dimensionen an. Tausende von qualmenden Mopeds und Motorrollern zwängen sich hupend durch das Verkehrsgewirr an Karren, Fahrrädern, einigen wenigen Autos, Bussen, Lastwagen und selbstverständlich den unzähligen Fußgängern, die sich zwischen den Fahrzeugen hindurchschlängeln.

Die Fußgänger haben in der Rangfolge der Verkehrsteilnehmer mit Abstand den niedrigsten Stellenwert, da keiner der anderen ihnen weder ausweicht noch anhält, um sie über die Straße zu lassen.

Sie werden wie lästige Hindernisse einfach weggehupt. Die rot und grün zeigenden Ampeln sind durch dieses Gesetz der Straße praktisch außer Betrieb gesetzt. Dass es diese lärmende Hektik und dieses unendliche Chaos schon all die Jahre direkt



neben meiner Einsamkeit und Armut unbemerkt gegeben haben soll, ist für mich unvorstellbar.

Ich werde langsam neugierig, auf das, was da noch alles kommen mag. Jetzt, wo ich meinem kärglichen Gefängnis auf wundersame Weise entronnen bin.

Je mehr wir uns dem Flughafen nähern, desto weniger deckt sich der Blick aus dem Taxifenster mit meiner armseligen Vorstellungswelt. Warum nur, dürfen diese schönen Dinge nicht alle Menschen sehen und erleben, geht es mir durch den Kopf?

Beim Einchecken an einem der vielen Fluglinienschalter in dieser großen, übervollen Abfertigungshalle, schein ich der einzige Mensch zu sein, für den ein Dach über dem Kopf und Sattsein etwas ganz Besonderes sind.

Dass Elend und Wohlstand so eng nebeneinander wohnen und existieren können, wird mich mein ganzes Leben lang beschäftigen. Denn nichts, aber auch gar nichts, ist in dieser neuen Welt mit meiner erbärmlichen Herkunft auch nur annähernd zu vergleichen.

Während ich mich weiter erstaunt umschaue, tritt eine freundliche Stewardess zu uns und unterhält sich mit meiner vietnamesischen Anwältin in einer fremden Sprache.

Meine Begleitperson übergibt der Frau in Uniform meine Papiere und eine abgenutzte Tasche mit ein paar Habseligkeiten und Beuteln für meinen künstlichen Ausgang. Irgendwann dreht sie sich zu mir um und sagt auf vietnamesisch:

„Susej, dieses Fräulein wird Dich zum Flugzeug bringen und auf Dich aufpassen, bis Du bei der blonden Frau im fernen Europa angekommen bist. Bleibe ein braves Mädchen. Ich wünsche Dir viel Glück.“

Sie verabschiedet sich recht herzlich und mit Tränen in den Augen von mir, und sie winkt noch eine Zeitlang hinter uns her, bis wir um eine Wegbiegung verschwinden sind.

In diesem Schnelldurchlauf meines Lebens frage ich mich allerdings, ob sie zu mir armem Ding nur deshalb so freundlich war, weil sie von der weißen Frau bezahlt wurde, oder ob sie wirklich eine Anwältin der Armen ihres Landes ist?

Viel Zeit zum Nachdenken bleibt mir nicht, denn schon müssen wir uns in die langen Schlangen vor der Passkontrolle und dem Security-Chek anstellen. Die Erklärung meiner neuen Begleiterin verstand ich damals nicht, aber sicher meinte sie, dass dies alles für die Sicherheit der Passagiere nötig sei.

Langsam habe ich das Gefühl, dass der Beutel an meinem Bauch überquillt und mache das Fräulein darauf aufmerksam. Sie geht mit mir zur nächsten Toilette und sie gibt ihr bestes.

Auf jeden Fall fühle ich mich anschließend von einer großen Last befreit. Als wir das Flugzeug betreten, komme ich aus dem Staunen nicht mehr heraus. Bei der Betrachtung meines Lebensweges erscheint mir dies wie ein Kultursprung von hunderten von Jahren. Ich sehe nur noch Dinge, die ich noch nie gesehen habe.

Die Krönung aber ist, dass sich jemand um mich kümmert, dass mein Leben plötzlich eine neue Richtung hat und ich dazugehöre. Dass dieses Zauberschloss auch noch fliegen kann, beeindruckt mich weniger, als das feine Essen und die Videofilme an Bord.

Ich esse meine Portion vollständig auf und wundere mich über die anderen Menschen, die teilweise nur gelangweilt in diesen Köstlichkeiten herumstochern und alles wieder zurückgehen lassen.

Als ich müde werde und in meinem bequemen Sitz einschlafe, habe ich nur einen einzigen Gedanken, dass diese neue Lebensform nie enden möge.

\*

Nach unzähligen schönen Stunden in diesem fliegenden Paradies muss ich mich aufrecht hinsetzen und zur Landung anschnallen. Das erste, was mir dann in diesem fremden Land auffällt, ist die eisige und raue Luft, die mir im Verbindungsbereich vom Flugzeug zum Ankunftsgebäude entgegenschlägt.

Meine Flugbegleiterin stellt mich an einem Schalter ab und beginnt in dieser fremden Sprache mit der Frau dahinter zu reden. Diese spricht ein paar Sätze in ein Mikrofon und schon sind wir wieder im Strom der ankommenden und abfliegenden Fluggäste untergetaucht.

Toll finde ich die Förderbänder, die einem sogar das Laufen abnehmen. Was für eine satte und bequeme Welt, in die mich der Zufall nun endlich auch geworfen hat.

Nach der Passkontrolle und dem Koffersuchen ist es dann soweit. Wir treten durch eine automatische Schiebetüre und da steht sie, die wunderschöne Frau, die mir versprochen hatte, mich wieder gesund zu machen.

Wie damals in Vietnam kommt sie auf mich zu und drückt mich innig. Ich bin wie gelähmt, denn plötzlich muss ich an die schlimmen Worte meiner leiblichen Mutter denken.

Mein Fräulein vom Flugzeug übergibt mich samt meiner Dokumente und verabschiedet sich hastig von mir. Sie hat wohl von mir und meinem Handicap am Bauch die Nase gestrichen voll.

Neben der weißen Frau bemerke ich ein dunkelhäutiges, größeres Mädchen mit schönen Augen, das mich ebenfalls sehr herzlich begrüßt. Da stehe ich nun und harre der Dinge, die auf mich zu kommen werden.

Wir fahren mit Rolltreppen unter die Erde und besteigen einen langen silbrigen Schnellzug. Als wir in den bequemen Sitzen Platz genommen haben, bekomme ich auch gleich etwas Feines zu essen und zu trinken.

Das ist genauso schön wie im Flugzeug, nur kann man jetzt etwas von der Außenwelt erkennen. Sollte das Hungern und das Alleinsein für mich wirklich ein Ende haben?

Mein neues Problem ist allerdings diese fremde Sprache, in der sich die beiden unterhalten. Mit Händen und Füßen machen sie mir verständlich, dass wir noch länger in diesem Zug bleiben müssen und dass ich keine Angst mehr vor irgend jemanden oder irgend etwas haben müsse.

\*

Völlig ahnungslos folge ich meinen beiden neuen Freunden, die mich zu ihrem Haus bringen, um mich dem Rest ihrer Großfamilie vorzustellen. Meine Gastfamilie besteht aus sage und schreibe zwölf Kindern aller Hautfarben, zwei Windhunden und einer wilden Katze.

Ich bin fassungslos und überwältigt bei diesem Anblick und mich überkommt eine leichte Angst, wieder ausgegrenzt zu werden. Da die Kinder aber denken, dass sie wieder ein neues Geschwisterchen bekommen haben, nehmen sie mich gleich mit in ihre Zimmer und spielen besonders intensiv mit mir.

Ich muss wohl eine kleine Enttäuschung für sie sein, denn das Buhlen um meine Gunst lässt schnell wieder nach. Liegt es an den Verständigungsproblemen oder an meiner Vorsicht gegenüber so viel Aufmerksamkeit?

Bevor ich mir weitere Gedanken machen kann, darf ich die erste Nacht meines Lebens in einem Bett schlafen und mich rundherum geborgen fühlen.

Am nächsten Morgen bereits steht ein Termin im Krankenhaus auf dem Terminplan. Die Ärzte versuchen herauszufinden, ob das restliche Darmstück in meinem Körper noch vorhanden und brauchbar ist und stimmen ihre Strategie für die Durchführung der vielen erforderlichen Tests ab.

Schon in den nächsten Wochen soll dann der große operative Eingriff an meinem Bauch erfolgen und mein leidvolles Leben von Grund auf verändern. Die nächsten beiden Tage muss ich im Krankenhaus verbringen und viele Untersuchungen über mich ergehen lassen.

Zum Nachdenken bleibt mir wenig Zeit und das ist gut so, denn das ganze Drumherum mit diesen vielen Menschen in weißen Kitteln, hätte ich sowieso nicht verstanden.

Die Person, der ich alles zu verdanken habe, spreche ich bewusst nur mit ihrem Vornamen an. Zu tief sitzt der Neid und die Missgunst, die meine leibliche Mutter vor meiner Abreise in mich eingepflanzt hatte.

Im Schnelldurchlauf meines Lebensfilms schäme ich mich dafür und es tut mir unendlich leid, dass ich mich habe aufhetzen lassen und der blonden Frau nicht gleich alles gesagt habe. Aber sie hätte meine Sprache ja auch nicht verstanden.

Der anschließende Aufenthalt im Haus meiner Gastfamilie lässt mich meine düsteren Gedanken allmählich vergessen und ich entwickle ein starkes Zugehörigkeitsgefühl zu meinen Geschwistern, die allesamt ähnliche und schlimmere Schicksale wie ich zu verarbeiten haben und die von meinen Gasteltern aus den ärmsten der armen Länder unter großen Mühen und Strapazen herausgeholt und adoptiert wurden.

Diese vielen Kinder geben mir sehr schnell ein besonderes Gefühl der Geborgenheit, denn nach wenigen Tagen bin ich nur noch eine unter vielen. Endlich auch einen Vater zu haben, ist für mich etwas völlig Neues und eine meiner schönsten Erfahrungen.

Das Haus meiner Familie kommt mir vor wie eine ganze Stadt, mit seinen vielen Zimmern und Bädern. Es liegt mitten in der Innenstadt und hat einen schönen Hofgarten mit vielen Spielgeräten und Fahrrädern.

Mein erstes, eigenes Bett steht bereits in einem Zimmer, das ich mit zwei anderen Mädchen teile. Schon nach kurzer Zeit will ich nicht mehr nach Vietnam zurück und stattdessen voll zu dieser Großfamilie gehören.

Ich nehme allen Mut zusammen und spreche die Frau, der ich mein neues Leben zu verdanken habe, einfach mit *Mama* an. Sie nimmt mich ganz behutsam in ihre Arme und sagt zu mir, dass sie mich sehr, sehr gerne hätte. Damit ist das Eis gebrochen und die bevorstehende Operation erscheint mir nur noch halb so schlimm.

Auch mein Geruchsproblem hält sich in Grenzen, da mir meine liebe Mama regelmäßig den Beutel entleert und mich immer tröstet und verspricht, dass ich bald wieder normal zur Toilette gehen kann.

\*

Drei Tage und drei Nächte muss ich nochmals im Krankenhausbett bei Tee und Zwieback zubringen, bis der große Eingriff vorgenommen werden kann. Während einer mehrstündigen Operation werden die beiden Darm-Enden zusammgefügt und der lahm gelegte Restdarm bis zum Ausgang wieder durchgängig gemacht.



*Susej Dog,  
geboren in Ho Chi Minh, Vietnam*

Als ich aus der Narkose erwache, stehen meine Eltern und Geschwister an meinem Bettchen und meine Mutter zeigt mir mit Tränen der Freude in den Augen, dass mein hässlicher Darmausgang am Bauch einer zehn Zentimeter langen Narbe gewichen ist.

Ich muss mich noch ein paar Wochen schonen und darf nur langsam mit der Nahrungsaufnahme beginnen, ehe bei mir alles richtig und normal funktioniert. Die Erlösung von diesem unsäglichen Zustand empfinde ich auch jetzt im Rückblick meines Lebens nochmals als ein wohliges Gefühl des Glücks und als ein Geschenk des Himmels.

Von diesem Tage an geht es mit meiner Entwicklung schnell bergauf und auch das Erlernen der fremden Sprache geht im Kreise meiner vielen Geschwister wie von alleine. Ich darf schon bald mit meiner kleinen Schwester den Kindergarten besuchen und sauge alles Neue und Wissenswerte förmlich in mich auf, denn ich habe eine Menge aufzuholen.

Und schon bald steht für mich felsenfest, dass ich unter diesen Umständen nicht mehr zurück nach Vietnam und vor der alten Hütte alleine dahinvegetieren möchte. Ich will so wie meine kleineren und größeren Geschwister und meine beiden Eltern werden.

Vielleicht kann ich mit meinen Eltern irgendwann später einmal meine alte Heimat besuchen und meiner lieben Vietnamoma ein nettes Geschenk mitbringen?

\*

Die folgenden Jahre ziehen wie in einem wunderschönen Traum an mir vorüber und ich erlebe nochmals in allen Einzelheiten wie ich eingeschult werde, wunderschöne Urlaubstage in Südfrankreich, Dänemark, und Holland verbringe und meinen Weg bis zum Abitur zielstrebig gehe.



Die Loslösung von meinem Körper und Willen schafft Raum und Abstand, so dass mir die schönen Dinge meines abgespeicherten Lebens noch bunter und angenehmer erscheinen.

Allerdings scheint mein Lebensfilm an einer Stelle förmlich stehen zu bleiben, die ich bereits vergessen hatte. Ich war damals ungefähr elf Jahre alt und hatte meinem Vater aus purem Übermut einen Geldschein gestohlen und gleich in Süßigkeiten umgesetzt.

Der Verdacht fällt auf mich, obwohl es keiner genau gesehen hat. Verschlimmert habe ich diesen großen Fehler noch dadurch, dass ich meine Tat standhaft geleugnet und auf meine Geschwister abgewälzt habe.

Für meinen Vater war dieses Erlebnis und mein hartnäckiges Leugnen eine schwere Enttäuschung, da er mir grenzenlos vertraute.

Es tut mir so leid, dieses Missgeschick nicht gleich aus dem Weg geräumt und meinen Vater um Verzeihung gebeten zu haben. Es hat lange gedauert bis ich ihm wieder in die Augen sehen konnte.

Für eine kleine Ewigkeit wird meine Rückblende zu einem Alptraum. Die Wiederholung kennt keine Lügen.

Alle anderen negativen Erinnerungen und Ereignisse, die mich nicht direkt betroffen haben und die ich auch nicht zu verantworten habe, sind beim zweiten Durchlauf meines Lebens ziemlich verblasst, auch wenn sie damals für viel Aufregung gesorgt haben.

Wie das Klingeln der Polizei, die einen meiner Brüder abholte, da er zum wiederholten male beim Ladendiebstahl erwischt wurde. Warum nur ist dieser Junge so dumm und verbaut sich absichtlich seine Zukunft. Oder war es nur seine Veranlagung, seine innere Gier, der er nicht widerstehen konnte?

Mein Vater sagte einmal während eines Interviews im Fernsehen zu diesem Thema:

„Meiner Erfahrung nach sind mindestens achtzig Prozent eines jeden Menschen von seiner Veranlagung geprägt und nur zwanzig Prozent entfallen auf die Erziehung.“

Und er fügte noch hinzu:

„Das gilt sowohl für unsere biologischen Hardware-Eigenschaften, wie Gesundheit und Aussehen, als auch für die guten und schlechten Charaktereigenschaften, die in unsere Persönlichkeitssoftware einprogrammiert sind und sich nur sehr schwer umprogrammieren lassen.“

Oder der blaue Brief aus Juliens Schule, in dem stand, dass mein Bruder seit längerem die Schule schwänzt. Meinen Eltern hat Juliens Verhalten damals sehr zugesetzt, zumal mein Vater immer gehofft hat, dass Julien in seine Fußstapfen treten wird und sich für einen akademischen Beruf entscheidet.

Nach Auskunft seiner Lehrer ist Julien hochbegabt. Nur leider hatte er auf die Schule überhaupt keinen Bock.

Das änderte sich ein wenig, als er seine Pubertät überstanden hatte. Mit dem eisernen Willen meiner Mutter, erlangte er in einer Externenprüfung doch noch die Realschulreife und absolvierte anschließend erfolgreich eine Lehre im Bereich der Informationstechnik.

\*

Mit zunehmender Lebenserfahrung steht für mich in Sachen Abstammung und Erziehung fest, dass man für seine guten und schlechten Veranlagungen zwar nichts kann, dass man aber nichts desto Trotz immer hart an sich arbeiten muss, um ein möglichst anständiger Mensch zu werden und zu bleiben.

Das heißt, egal mit welchen vererbten Eigenschaften man ins Leben geworfen wird, man darf sich nur an den Verhaltensregeln orientieren, die uns von der Schöpfung in unser Gewissen einprogrammiert wurden. Da die Ausgangslage bei jedem Menschen aber eine andere ist, wird auch der erreichbare Zielpunkt für jeden ein anderer sein.

Zu dieser großen Unterschiedlichkeit und Ungerechtigkeit der Erbanlagen gesellt sich aber beim näheren Hinsehen eine zweite, noch größere Ungerechtigkeit hinzu, die mehr die äußeren Bedingungen betrifft, unter denen man aufwächst.

Es will mir einfach nicht in den Kopf, warum ich und alle Menschen um mich herum das große Glück haben, in diesem Überfluss und Wohlstand leben zu dürfen und zur gleichen Zeit die große Mehrheit der Menschheit in Armut und Elend ein unwürdiges und auswegloses Dasein fristen muss.

Aber wenn schon die Lebensumstände, in die man hineingeboren wird, nicht beeinflussbar sind, warum wird dieser Anfangszustand dann auch noch fürs ganze Leben fest zementiert?

Oder anders herum gefragt, warum bekommt nicht jeder einzelne Mensch die gleichen Lebenschancen?

Ich nehme mir vor, mich mit dieser von der Natur vorgegebenen und von den Menschen fortgeschriebenen Ungerechtigkeit in Zukunft stärker zu befassen.

Am umfassendsten lassen sich diese grundlegenden Fragen meiner noch unerfahrenen Meinung nach beantworten, wenn ich ein Studium in Richtung Soziologie, Philosophie und Theologie beginnen werde.

Diesen Studienwunsch hat mir mein Vater jedoch in langen Gesprächen beharrlich wieder ausgeredet. Seiner Auffassung nach hatten diese Disziplinen und ihre Vertreter allesamt hunderte von Jahren Zeit, einfache Antworten auf all die drängen-

den Fragen der Menschheit zu geben. Leider haben sie in allen Bereichen versagt, da sie nur ihr irdisches Leben in die Ewigkeit retten und nach Möglichkeit die Lust und den Genuss im Jenseits noch steigern wollten.

Da wurde die für uns Menschen greifbare Wahrheit mit abenteuerlichen Theorien, widersprüchlichen Gleichnissen und selbstgefälligen Behauptungen bis zur Unkenntlichkeit verdreht und für die breite Masse mit geschwollenen, pseudowissenschaftlichen Formulierungen vollkommen eingenebelt.

\*

Nur, mit welchem anderen, neuen Denkansatz kommt man einer richtigen Antwort näher?

Es muss eine Wissenschaftsrichtung sein, in der Meinungen, Ansichten, Trends oder Gefühle keine Rolle bei der Wahrheitsfindung spielen. In der es definitiv nur eine einzige wahre Beschreibung eines bestimmten Vorgangs gibt und die es zu finden gilt, unabhängig von sozialen, moralischen, religiösen und philosophischen Strömungen.

Auf der anderen Seite dürfen Lebenswahrheiten, die man durch Beobachtung der sichtbaren Realität und durch logische Schlüsse herleitet, auf keinen Fall im Widerspruch zu dem stehen, was die vielen unterschiedlichen Menschenrassen und Bevölkerungsschichten über Jahrtausende an gemeinsamen Erkenntnissen und Wahrheiten gewonnen haben.

Um zunächst mal überhaupt eine überzeugende, verlässliche und für jeden nachvollziehbare Vorstellung zu entwickeln, bleiben als Ausgangsbasis nur die Naturwissenschaften und die Ingenieurwissenschaften übrig. Da die Theorien und Beobachtungen dieser Disziplinen auf Naturgesetzen beruhen,

sind sie jederzeit nachprüfbar und bezüglich Meinungen und Trends beständig.

Im zweiten Schritt muss selbstverständlich geprüft werden, ob die gefundenen Antworten und Thesen auch die Kernaussagen der Menschheitsgeschichte mit abdecken, denn was bereits auf breiter Basis als wahr erkannt wurde, muss selbstverständlich wahr bleiben.

Mein Vater überzeugt mich schließlich, zunächst die angewandte Informatik mit dem Schwerpunkt künstliche Intelligenz im Anwendungsbereich der Robotik zu studieren und mich erst dann mit den geisteswissenschaftlichen Fragestellungen und Erkenntnissen zu beschäftigen.

„Susej, sind es nicht gerade die Roboterwesen, an denen der Mensch immer wieder versucht sich selbst zu übertreffen und sozusagen lieber Gott spielt?“

Ich denke, mein Vater hat Recht. Genauso werde ich vorgehen, um einen möglichst großen Ausschnitt von der absoluten Wahrheit für alle Menschen erkennbar und verständlich zu machen.

\*

# Mein Studium

Mein Lebensfilm ist nun an der Stelle angekommen, als ich das aller erste mal zur Universität gehe, um mich an der Fakultät für Informatik einzuschreiben. Ich empfinde erneut das unbeschreiblich stolze Gefühl von damals. Denn das mühsame Lernen und Streben nach Allgemeinwissen und das ständige Abhängigsein von Lehrermarotten in der Schule, haben für mich nach dreizehn Jahren endlich ihr erfolgreiches Ende gefunden.

Jetzt werde ich mich voll und ganz auf meine persönlichen Interessen konzentrieren können und den Grenzen der wissenschaftlichen Erkenntnisse ein gutes Stück näher kommen. Ich bin richtig neugierig, ob diese akademische Bildungsanstalt meinen enormen Wissensdurst wird stillen können.

Nach der Einschreibung im Studentensekretariat habe ich mich mit meinem Bruder *Andres* in der Cafeteria der Universität verabredet. Er studiert im dritten Semester Theologie und bekommt mit jeder Vorlesungsstunde größere Probleme, die frommen Theorien und die grausame Realität unter einen Hut zu bringen.

Andres wurde in Südamerika in Kolumbien geboren und im Alter von zweieinhalb Jahren völlig verstört von der Verkehrspolizei am Straßenrand in Bogota aufgelesen und in ein privates Kinderheim gebracht. Er hatte eingequetscht zwischen zwei toten Frauen gesessen, die vermutlich von einem unachtsamen Omnibus oder Lastkraftwagen überrollt wurden.



*Mein Bruder Andres,  
geboren in Santafe de Bogota, Kolumbien.*

Obwohl er schon sehr bald darauf von meinen Eltern adoptiert wurde, blieb er aufgrund des enormen Schockerlebnisses für viele Jahre sehr verschlossen und äußerst skeptisch allen Menschen gegenüber.

Die Wahl des Studiums der Theologie rührt bei ihm sicherlich daher, dass er dankbar ist für seine neue Chance, die ihm das Schicksal gegeben hat und dass er einen Teil seines Lebensglücks an andere Bedürftige weitergeben will.

Insbesondere spricht er oft über die vielen Straßenkinder, die es in Bogota aber auch anderen Städten Südamerikas massenhaft gibt und die allesamt ohne eigene Schuld von ihren Erzeugern und von der Gesellschaft verstoßen wurden und so ein trostloses, hungriges, einsames, unwürdiges und kurzes Leben im Dreck der Straßen führen müssen.

\*

Er winkt mir schon von weitem zu und empfängt mich mit einem herzlichen:

„Hallo, Susej, wie geht es meiner schlaunen Schwester?“

Ich erwidere seine Grüße mit einer freundlichen Umarmung und frage spöttisch zurück:

„Na, ist denn heute die Erleuchtung über dich gekommen?“

An seinem Gesichtsausdruck erkenne ich nur unschwer, dass er mal wieder mit mehr offenen Fragen als glaubwürdigen Antworten seine Vorlesung plus Seminar verlassen musste.

Er liebt die Diskussionen mit mir, seiner technikorientierten Schwester, ganz besonders, wenngleich sie in ihm starke Zweifel an seinen Studieninhalten aufkommen lassen.

Unsere Gemüter haben sich bei den letzten gemeinsamen Gesprächen insbesondere an der Frage erhitzt:



„Kann der allmächtige Schöpfer von Himmel und Erde alles Leid und Elend der Welt mit einem Schlag beenden?“

Diese alles entscheidende Ausgangsfrage wird von sämtlichen Religionen und Kulturen sowie den meisten Menschen eindeutig und zweifelsfrei mit einem klaren:

„Ja, er kann es,“

beantwortet. Im Interesse aller weiterer Überlegungen muss dieser Punkt besonders kritisch hinterfragt werden. Mit Sicherheit spielt bei dieser einstimmigen Aussage der innere Wunsch des Menschen nach Harmonie, Glück, Frieden und Geborgenheit eine wesentliche Rolle.

Bei der zwangsläufigen Folgefrage:

„Warum tut er es dann nicht endlich?“

gibt es bereits keine eindeutigen Aussagen mehr. Da beginnt die menschliche Phantasie Auswege zu konstruieren, um der unbequemen und nackten Wahrheit auszuweichen.

Auf der Suche nach einer plausiblen Antwort gehen Andres und ich davon aus, dass die Schöpfung selbst über eine Art Urordnung den Lebewesen sozusagen ins Stammbuch geschrieben hat, den Artgenossen beizustehen und ihnen nichts Böses angedeihen zu lassen.

Liebe deinen nächsten wie dich selbst. Jeder von uns kann es doch fühlen, was in seiner Seele und seinem Gewissen vom Schöpfer aufgelistet steht.

Aus diesem Grundverständnis der Nächstenliebe heraus, müsste es sich demnach um einen bösen Schöpfer handeln, wenn er wenige reich und viele arm macht. Es wäre eine sinnlose Schöpfung, in der die Willkür das Chaos bestimmt.

Nach unserer gemeinsamen Ansicht scheiden solche Betrachtungen ohne jeglichen Zweifel aus, da es dann auf der Welt ausschließlich nur Schlechtes und Böses geben dürfte, was a-

ber auch nicht zutrifft. Bleibt logischerweise nur der Umkehrschluss übrig:

„Der Schöpfer kann das Elend und die Ungerechtigkeit nicht selbst und unmittelbar bekämpfen und abstellen.“

Das ist für Andres und mich die einzig plausible Erklärung dafür, dass er es nicht schon längst getan hat oder es mit einem deutlichen Zeichen endlich tut. Punkt.

\*

Natürlich ist es unmöglich und auch vollkommen nebensächlich, sich den Schöpfer selbst in irgend einer Weise greifbar oder vorstellbar zu machen. Das wäre so, als wenn sich ein Auto Gedanken über seinen Konstrukteur machen wollte. Man muss einfach akzeptieren, dass unsere Vorstellungskraft sehr bescheiden und eng begrenzt ist.

Bei diesem Vergleich muss ich unwillkürlich an meinen Bruder *Denis* denken, der es trotz seines schlechten Lebensstarts und seiner schwierigen Veranlagungen mit Mühe und Fleiß zu einem eifrigen Automechaniker gebracht hat.

Denis und unsere Schwester *Barbara* sind an der Südspitze Chiles ebenfalls ohne ein warmes Nest auf diese Welt gekommen. Über eine wohltätige Einrichtung wurden sie zunächst in arme Pflegefamilien vor Ort gegeben, bevor sie von meinen Eltern adoptiert wurden.

Da die Pflegefamilien selbst nicht ausreichend zu essen hatten, wurden meine Geschwister in ihren ersten Lebenswochen nur von Zuckerwasser ernährt und kamen als halbverhungerte und apathische Babys in unsere Familie.

Durch diese extremen Entbehrungen in den ersten Wochen entwickelten sie eine unvorstellbare Gier auf alles was irgendwie essbar erschien.



*Mein Bruder Denis,  
geboren in La Union, Chile*



*Meine Schwester Barbara,  
geboren in Osorno, Chile*

Ich hatte es schon total vergessen, aber jetzt sehe ich wieder unseren Sommerurlaub in Südfrankreich vor meinem geistigen Auge ablaufen, wie sie am Strand umherkrabbeln und Hände voll angeschwemmte Algen und Sand in ihren Mund stecken und solange essen, bis meine Mutter energisch eingreift.

Und so haben auch diese beiden kleinen Menschenkinder durch den unermüdlichen Einsatz meiner Mutter das große Glück, dieser Armutshölle für immer entronnen zu sein.

Um in unseren gemeinsamen Diskussionen weiter zu kommen, haben wir, Andres und ich, uns darauf geeinigt, den momentanen Zustand des Universums und unserer Welt, so wie er sich uns real darstellt, einfach hinzunehmen, ohne zu hinterfragen oder zu spekulieren.

Es sollen nur überprüfbare und erfahrbare Fakten in unseren Überlegungen eine Rolle spielen, die man mit dem gesunden Menschenverstand nachvollziehen und begreifen kann.

Vorsichtig bringe ich ihm meine Schlussfolgerung zu einem wichtigen Punkt des Menschseins näher, dass nämlich der Schöpfer in Form eines gespeicherten Urprogramms in jedem Lebewesen wohnt und deshalb nur durch seine Geschöpfe nach außen wirken kann.

Andres hat an dieser Stelle große Probleme anzuerkennen, dass es den über alles wachenden himmlischen Vater so nicht geben soll und fragt mich:

„Susej, wie kommst du denn zu dieser Überzeugung?“

Ich antworte ihm erstmal mit einer Gegenfrage:

„Warum wohl trägt jeder Mensch ein ‚göttliches‘ Verhaltensmuster in seinem Bewusstsein, das ihm anzeigt, was er darf und was nicht? Woher glaubst Du denn, kommt unser schlechtes Gewissen?“

Und ich erkläre ihm weiter:

„Dies gilt für die Tierwelt und die primitiven Urmenschen ebenso wie für die zivilisierte Menschheit. Jedem biologischen Lebewesen wird mit seiner Geburt ein bestimmtes Grundmuster in sein Gewissen geschrieben, das der Schöpfer programmiert und über die Evolution weiterentwickelt hat.“

„Aus dieser Gewissenssoftware sind nicht nur die Stammesbräuche und guten Sitten sondern auch die Gebote der Weltreligionen sowie alle anderen Lebensregeln und Gesetze entstanden, die ein friedliches und gerechtes Nebeneinander der Menschen zum Ziel haben.“

Ich schaue in seine erstaunten Augen und fahre fort:

„Dies ist der Auftrag unseres unsichtbaren Schöpfers, dessen Programm in jedem von uns abgelegt ist. Warum sich die Menschen allerdings mehrheitlich dieser Verantwortung entziehen, kann nur dadurch erklärt werden, dass das krampfhaftes Festhalten an den so genannten Lebensgenüssen und Besitzständen diesen Auftrag allzu leicht vergessen lassen.“

Die logische Schlussfolgerung kann also nur lauten:

„Mit dem Ende des irdischen Lebens wird nicht mehr unser Wille, sondern das Gewissen im Vordergrund stehen, an dem sich dann unsere Taten messen lassen müssen. Da stimme ich absolut mit den Aussagen der Weltreligionen überein.“

Ich sehe in das verdutzte Gesicht meines Bruders, der allenfalls mit der Schlussfolgerung meiner Überlegungen sofort einverstanden sein konnte, stehen sie doch für eine Art ausgleichende Gerechtigkeit.

Wir trinken unsere Tassen leer und auf dem Nachhauseweg zeigen meine Aussagen bereits ihre erste Wirkung.

„Susej, wenn das so ist, dann sind ja alle, die sich zwischen den Schöpfer und seine Geschöpfe stellen ohne jegliche Existenzgrundlage und Existenzberechtigung.“

Ich gebe ihm recht und präzisiere:

„Stimmt. All diejenigen, die diesen Zwischenbereich konstruiert und sich dort bequem eingenistet haben, sind absolut überflüssig. Diese falschen Propheten und Heuchler sind weder besser, noch wissender noch bevorzugter als der ganze Rest der Menschheit, im Gegenteil.

Natürlich, Andres, werden diese Schwindler immer so tun, als ob sie dem Schöpfer besonders nahe stünden. Um nicht an Macht, Geld und Einfluss zu verlieren, werden sie ihre selbst gestrickten Irrlehren niemals öffentlich eingestehen.

Am besten kannst Du das Nichtwissen der hohen Religionsfürsten doch daran erkennen, dass jeder eine andere ‚Weisheit‘ als die einzige Wahrheit verkündet und von prinzipiellen Ungereimtheiten mit belanglosen Details ablenkt.

Und dass es innerhalb der Glaubenslehren zu jeder These unzählige Antithesen und zu jeder Begebenheit tausende von unterschiedlichen und teilweise widersprüchlichen Auslegungen gibt, bestätigt doch ihre Unglaubwürdigkeit.

Statt der ehrlichen und nahe liegenden Schlussfolgerung, dass der Schöpfer, warum auch immer, nicht eingreifen kann, ist so im Laufe der Jahrhunderte ein widersprüchliches Geflecht an Unwahrheiten, Gleichnissen, Wundern und Märchen entstanden, das überhaupt keinen Sinn macht und deshalb null Aussagekraft besitzt.“

Er greift meinen Gedankengang auf und meint schließlich ziemlich erstaunt, dass sich so gesehen die ganzen Glaubensunterschiede der Völker automatisch in Luft auflösen und auf die simple Botschaft reduzieren:

„Jeder trägt ein Stück Information (Gottescode) des Schöpfers in sich, auf das er hören und sein Leben aufbauen sollte?“

Mir scheint, als habe Andres in diesem Augenblick das ganze überflüssige, von vielen Menschen über Jahrhunderte aus der

Nase gezogene Drumherum abgeworfen und gleichzeitig den Sinn seines Studiums in Frage gestellt.

\*

Als wir zu Hause ankommen, ist bereits der Tisch gedeckt und unsere multinationale Großfamilie hat Platz genommen. Es ist ein unbeschreibliches Gefühl der Harmonie und Sicherheit, das von diesen Mahlzeiten im Familienkreis ausgeht.

Nach dem Tischgebet beginnt ein aufgeregtes Austausch der wichtigsten Neuigkeiten und des Erlebten. Ich fühle mich auch jetzt in meinem Lebensfilm wieder in diese Atmosphäre hineinversetzt und fühle die emotionalen Aufgeregtheiten unter unseren Schulkindern.

Ich wünsche mir von ganzem Herzen, dass jedes meiner zwölf Geschwister und auch meine Eltern ihren Tod eines Tages genauso herrlich erfahren dürfen, wie ich in diesem Augenblick.

Zwischendurch erzähle ich meinem Vater von meinem Gespräch mit Andres und unseren Schlussfolgerungen. Er hört interessiert zu und meint nach einiger Zeit:

„Habt ihr beiden schon mal darüber nachgedacht, dass unsere Erde seit circa fünf Milliarden Jahren existiert und die Menschheit davon lediglich die letzten zehntausend Jahre eine Rolle spielt. Das bedeutet doch, dass sich der Schöpfer und seine Schöpfung über vier Milliarden neunhundertneunundneunzig Millionen und neunhundertneunzig Tausend Jahre nur mit Tieren und Pflanzen begnügen musste.

Wie konnte aber die Entwicklungsgeschichte des biologischen Lebens ohne die Weisheiten der Menschheit nur so lange zu recht kommen? Die einzige Antwort ist, dass der Mensch letztendlich nur eine von vielen Lebensgattungen ist und seine Existenz für die gesamte Schöpfung absolut nebensächlich ist.



Alles was den Menschen ausmacht, ist ihm ohnehin von den Tieren übertragen worden.

Der Unterschied zwischen Tier und Mensch ist bei genauerer Betrachtung eher minimal und besteht allenfalls in einer lernfähigeren Software. Betrachtet man die Hardware der Lebewesen, das heißt, den biologischen Aufbau und den automatisierten Betriebsablauf der Organe, so sind alle Lebewesen praktisch gleich.

Da im Laufe der Jahrmilliarden von außen nichts mehr hinzugekommen ist, muss schon im Erbgut der Urtiere die Basisinformation für die Entwicklung von menschlichen Fähigkeiten programmiert gewesen sein.

Dies gilt selbstverständlich auch für das Sterben, das in der Tierwelt von Anbeginn praktiziert wird. Aus diesem Blickwinkel betrachtet ist der Ablauf des Todes auf keinen Fall ein Sonderprogramm ausschließlich nur für Menschen.“

Mein Bruder Andres kommt bei diesen Worten aus dem Staunen nicht mehr heraus, da sie doch im krassen Gegensatz zu den Lehrinhalten seiner Vorlesungen stehen.

Und mein Vater erklärt uns weiter:

„Leben gibt es immer nur auf Zeit, da die Natur jedem einzelnen irdischen Leben irgendwann sowieso ein Ende macht. Würde man diese letzte Instanz der Natur allzu negativ betrachten, müsste man den Schöpfer als den größten Feind der Geschöpfe ansehen.

Auch dies lässt nur den von Anbeginn der Menschheit formulierten Schluss zu, dass der Tod ein Teil des Lebens ist und jedem Geschöpf als gerechter Ausgleich für den irdischen Teil bevorsteht.“

In diesem wichtigen Punkt sind wir uns untereinander völlig einig. Gibt es aber auch für das wie und wo eine ebenso einfache Antwort?

\*

Mein Studium entwickelt sich schwieriger, als ich erwartet habe, denn auch an der Uni muss man im Grundstudium viele Dinge erlernen, deren Notwendigkeit man nicht unbedingt einsieht.

Nach dem Vordiplom spezialisiere ich mich auf die angewandte Informatik und lerne nun sehr viel über den Hardwareaufbau und die Softwarestruktur von intelligenten Maschinenwesen.

Während meiner Studienarbeit beschäftige ich mich mit einem zweibeinigen Roboter, der im Endstadium aufrecht gehen soll, um in aggressiver Atmosphäre und gefährlicher Umgebung die Arbeit von Menschen verrichten zu können.

Das Skelett meines Robbys, wie ich meinen Roboter kurzerhand getauft habe, besteht aus vielen einzelnen Aluminiumstreben, die durch mechanische Gelenke miteinander verbunden sind, so dass ein Höchstmaß an Bewegungsfreiheit erreicht wird.

Anstelle der menschlichen Muskeln, werden kleine Elektroantriebe mit gewissen intelligenten Eigenschaften eingesetzt, die wiederum über einen Feldbus mit dem Zentralrechner, dem sogenannten Elektronengehirn, verbunden sind. Der Energietransport wird ebenfalls über einen Busstrang in Form eines Energiebusses an alle elektrischen Muskeln geführt.

Dieses so genannte dezentrale Energiemanagement kommt dem menschlichen Aufbau sehr nahe und wird in Kraftfahrzeugen und in der Gebäudeautomation bereits erfolgreich an-

gewendet, da es den Verdrahtungsaufwand enorm verringert und den Informationsfluss wesentlich vereinfacht.

Wo mein Roboter seinen Behälter für das Gehirn trägt ist vollkommen nebensächlich. Um jedoch beim menschlichen Vorbild zu bleiben, wird er ebenfalls auf den Rumpf gesetzt. Dadurch bleibt das Körperinnere frei für die Energiespeicher, die ich als schnell aufladbare Kondensatorbatterie vorgesehen habe.

Damit kann der freibewegliche Roboter innerhalb weniger Sekunden elektrisch wieder aufgetankt werden und das umständliche Aufladen herkömmlicher Batteriesysteme, das eher an die menschlichen Essenspausen und Schlafzeiten erinnert, fällt bei diesem Kraftpaket weg.

Die Sensoren für Sehen, Hören und Riechen werden, wie beim Menschen, mit in den Hirnkasten eingebaut, so dass in Verbindung mit Tastsensoren an den Greifarmen und Fußplatten eine hohe Übereinstimmung zur Hardware des Menschen gegeben ist.

\*

In meinem Lebensschnelldurchlauf sehe ich die Modellpläne des noch unvollendeten Robby in allen Einzelheiten vor mir und ich empfinde wieder dieses stolze Gefühl der Genugtuung über meine Arbeit.

Robbys Siliziumgehirn wird in mehrere Bereiche für die einzelnen Funktionen aufgeteilt, die wiederum von unterschiedlichen Mikroprozessoren im so genannten Parallelbetrieb ausgeführt werden.

Die genaue Anzahl der Halbleiterchips für die einzelnen Hirnbereiche lasse ich noch offen, da der exakte Rechenaufwand in

der Projektierungsphase eines solch komplexen Systems im vorhinein nur sehr schwer abgeschätzt werden kann.

Auf jeden Fall soll ein separater Rechnerchip die Koordination bei einem Ausfall der Körperfunktionen übernehmen, damit wichtige Daten für einen Neustart fertig bearbeitet und zwischengespeichert werden.

Dazu habe ich im Gehirn einen zusätzlichen, kleinen Energiespeicher vorgesehen, der das Notprogramm für kurze Zeit aufrechterhalten kann. Obwohl alle Roboter und Computer prinzipiell tot sind, wenn man ihnen den Stecker aus der Steckdose zieht, sprich die Energiezufuhr unterbindet, müssen sie beim Wiedereinschalten sofort und ohne Datenverlust wieder voll betriebsfähig sein.

Dieser Punkt macht Maschinenwesen den Menschen und Tieren überlegen, da diese nur ein einziges irdisches Leben besitzen und nach einem Systemausfall nicht wiederbelebt werden können.

Nächste Woche bereits muss ich mein Konzept meinem Betreuer, einem wissenschaftlichen Mitarbeiter des Instituts für künstliche Intelligenz, kurz IFKI, vortragen, um die letzten Details auszudiskutieren.

Ich hoffe sehr, dass ich dann später, im Rahmen meiner sechsmonatigen Diplomarbeit, mit der Programmierung von Robby betraut werde.

\*

Ein großes Problem, das mich in dieser Zeit intensiv beschäftigt, ist die technische Formulierung von Gefühlen, insbesondere das Empfinden von Glück und Schmerz. Natürlich kann man einen Roboter so programmieren, dass er bei bestimmten Sensorsignalen Traurigkeit oder Glück zum Ausdruck bringt.

Aber kann er rein programmtechnisch diese Gefühle auch empfinden?

Die Antwort ist eindeutig nein, dazu müssten im Elektronengehirn von intelligenten Maschinenwesen mehr als nur Nullen und Einsen stehen und die Rechnerhardware nicht nur als reiner Bitverwalter fungieren, sondern mehr biologisch aufgebaut sein.

Vielleicht soll ich mir erst einmal die Frage beantworten, ob es überhaupt wünschenswert ist, dass Roboter Maschinen Gefühle besitzen können. Betrachtet man die Menschheit und die Tierwelt, so werden die allermeisten Abläufe und Handlungen ausschließlich von Gefühlen und Trieben bestimmt, die man rational oftmals nicht begreifen kann.

Dadurch entstehen in der Regel Lebensbedingungen, die für die anderen Lebewesen unerträglich und obendrein gefährlich sind. Fressen und gefressen werden in der Tierwelt, betrügen und betrogen werden unter den Menschen, sind die grundlegenden Überlebensstrategien und Entscheidungskriterien, die sich aus Gefühlen und Trieben ableiten.

Da diese Merkmale bei jeder nächst höheren Lebensform umso ausgeprägter sind, muss die Weiterentwicklung der biologischen Informationsverarbeitung und damit die Lernfähigkeit der Lebewesen von diesen Empfindungen mit beeinflusst worden sein.

Die Software des Menschen steht bei dieser Betrachtungsweise absolut an der Spitze, sowohl was die Gründlichkeit, Gefährlichkeit, Brutalität und den Egoismus, aber auch was die Intelligenz und Unrechtswahrnehmung anbelangt.

Daraus kann man schlussfolgern, dass ein Maschinenwesen nur dann absolut gehorsam sein Programm abarbeitet und damit seine vorherbestimmte Aufgabe ohne Kommentar erledigt, wenn es keine Gefühle besitzt.

Da der Aspekt der Zuverlässigkeit bei Robotern im Vordergrund steht und eine Gefühlswelt auf der Basis von Halbleitern ohnehin nicht realisierbar ist, konnte ich diesen Punkt für den weiteren Verlauf meiner Entwicklungsarbeit getrost beiseite legen.

Beruhigend dabei ist für mich der Aspekt, dass eine solche Maschine in ihrer Lernfähigkeit und Entscheidungsmöglichkeit immer stark begrenzt bleibt und die Gefahr der Verselbständigung, wie bei den biologischen Lebensformen, nicht gegeben ist.

Auf der anderen Seite stelle ich mir ein Leben der Menschen und Tiere ohne Gefühle und gewisse Entscheidungsfreiheiten sehr langweilig und stumpfsinnig vor, da es dann in seinen Möglichkeiten dem eines Roboters gleichkäme. Der einzige Vorteil, den diese eingeschränkte Lebensform aber hätte, bestünde darin, dass es auf unserer Welt unendlich weniger Probleme gäbe.

Damit stellt sich die Frage nach einer Todessoftware bei intelligenten Maschinenwesen prinzipiell nicht. Ihr Ableben wird durch ein Abschalten der Energiezufuhr ausgelöst, so dass eine bloße Datensicherung in einen nichtflüchtigen Speicher ausreicht; denn diese Form des Maschinentodes kann jederzeit wieder rückgängig gemacht werden.

Weil Roboter gehorsam ihr Programm erledigen, sind irgendwelche Vergehen absolut unmöglich, so dass eine Art Gewissensspeicher ebenfalls überflüssig ist. Die Frage nach der ausgleichenden Gerechtigkeit, der Wiedergeburt und dem Ewigen Leben stellt sich bei künstlichen Wesen somit nicht.

Alle haben die gleichen Anfangsbedingungen, dieselben Lebensumstände und sie machen sich niemals schuldig. Unter diesen idealen Gegebenheiten müsste auch die Menschheit den Tod nicht mehr fürchten.

Geschäfte mit dem Tod wären dann ebenso unmöglich, wie der ganze Rattenschwanz an falschen Versprechungen. Auf diesen Aspekt werde ich im Laufe meiner wissenschaftlichen Laufbahn allerdings noch mehrmals stoßen.

\*

Das ist bereits am Nachmittag der Fall, als ich über das Gelände meiner Hochschule in Richtung Mensa schlendere und mir mein Bruder Andres mit finsterner Mine über den Weg läuft.

„Hallo, Susej, stell dir mal vor, was man uns heute in der Vorlesung vorgesetzt hat, dass nämlich ein Einzug in das ewige Himmelreich ohne das Sakrament der christlichen Taufe nicht möglich sei. Das steht doch im krassen Gegensatz zu dem, was wir in unseren Diskussionen erkannt haben, dass nämlich der Wille unseres Schöpfer bereits bei der Geburt in jedem Lebewesen wohnt und fest einprogrammiert ist und zwar unabhängig von irgendeiner Religionszugehörigkeit.“

„Andres, du hast ganz recht, wenn du dich aufregst,“  
und ich erkläre ihm:

„Dies ist ja nur eines von tausenden Beispielen für die Arroganz und den vermeintlichen Wahrheitsanspruch in allen Weltreligionen und Sekten. Natürlich sind diese, von allen Gruppierungen und Gemeinschaften beschriebenen Ansprüche ‚ausgewählt‘ zu sein, an keiner Stelle der Entwicklungsgeschichte des biologischen Lebens abzuleiten und somit blanker Unsinn.

Andres, schon bei den Urtieren und bei den Urmenschen wurde abermilliardenfach ohne Religionszugehörigkeit gestorben und es gibt nirgendwo ein Datum, ab dem plötzlich das Ewige Leben eingeführt worden wäre.

Warum sollte das Sterben damals anders gewesen sein als heute? Die Verlockung allerdings, sich mit der Angst vor dem Tode gutgläubige Menschen gehorsam zu machen und sich durch das Anpreisen und Vermitteln eines ewigen, paradiesischen Lebens finanziell und materiell zu bereichern, ist so alt wie die Menschheit selbst und höchst verwerflich.

Die Regeln und Vorschriften, die die einzelnen Führer, Prediger und Institutionen dabei aufstellen, bei deren Einhaltung sie uns dieses Paradies frei Haus liefern, sind dabei nur Mittel zum Zweck, auch wenn sie zur Tarnung teilweise ganz vernünftig sind.

Da diese Gebote und Verbote oft moralisch sehr hoch angesiedelt sind, verstößt der Einzelne regelmäßig dagegen, was seine Abhängigkeit und sein Verlangen nach Vergebung nur noch steigert.

Damit das Paradies für jedes zahlende Mitglied auch sicher erreicht werden kann, werden bei Nichteinhaltung der Regeln und Gebote dem Sünder eine ganze Menge Hintertürchen offen gehalten.

Damit lässt es sich in jeder der großen Religionsgemeinschaften und den unzähligen Splittergruppen gut und selbstgerecht leben, weshalb alle Beteiligten auch ganz zufrieden sind.“

Und ich fahre weiter:

„Nein Andres, den ganzen Widerspruch solcher abstruser Konstruktionen erkennst du doch alleine schon an unserer eigenen Lebenssituation. Glaubst du denn allen Ernstes, dass wir keine Chance auf das Ewige Leben in unseren Herkunftsländern Kolumbien und Vietnam gehabt hätten?

Mit diesen egoistischen Regeln würde man den Ärmsten der Armen neben einem menschenwürdigen, irdischen Leben auch noch die ausgleichende Gerechtigkeit und Entschädigung im Tod und Ewigen Leben vorenthalten.“



Andres ist glücklich, dass wir wieder unseren gemeinsamen Nenner gefunden haben. Bevor er geht, meint er noch:

„Susej, was sind das nur für scheinheilige Heuchler. Ich glaube, ich muss mir schleunigst eine andere Studienrichtung auswählen, denn ich möchte nicht mein Leben lang meine Mitmenschen anschwindeln müssen und mit diesen Lügen meinen Lebensunterhalt bestreiten.

Aber zuvor werde ich noch ein paar unserer hochexplosiven Diskussionsbomben in meinen nächsten Seminaren zur Zündung bringen. Das bin ich unserer Sache und meinem Gewissen einfach schuldig.“

Ich nicke ihm bejahend zu, bringe mein Essentablett zurück und schlag schleunigst die Richtung zum Institut für künstliche Intelligenz ein, wo ich eine wichtige fachliche Verabredung mit meinem wissenschaftlichen Betreuer habe.

\*

Mein Betreuer arbeitet schon seit einigen Jahren als Doktorand am IFKI und sein Forschungsschwerpunkt liegt in der interaktiven Schnittstellenprogrammierung, um die Kommunikation zwischen Mensch und Maschine zu erleichtern und möglichst einfach zu gestalten.

Damit kann nicht nur die Handhabung einer Fernbedienung, eines Taschenrechners, Videorekorders oder einer Filmkamera benutzerfreundlicher organisiert werden, sondern vor allem kann auch die Eingabe von Verhaltensmustern in intelligente Maschinenwesen besser strukturiert und damit wesentlich vereinfacht werden. Um seine theoretischen Überlegungen endlich in die Praxis umsetzen zu können, braucht er möglichst schnell meinen funktionsfähigen Robby.

Ich stelle ihm mit wenigen Sätzen den Stand meines Entwurfs unter Benutzung einiger Overhead-Folien vor. Meine Idee, einen separaten Rechnerchip quasi für die Datensicherung bei Ausfall der Energiezufuhr vorzusehen, findet seine volle Unterstützung.

Da die Lernphase beim Einschalten und Neustart sowie das Abschalten und Datensichern niemals gleichzeitig auftreten können, genügt es, einen Chip für beide Funktionen einzusetzen.

Um den Bezug zu biologischen Lebewesen deutlich zu machen, nehmen wir uns scherzhaft vor, diese beiden Betriebszustände in Zukunft als Babyphase und Todesphase zu bezeichnen.

Bei der terminlichen Umsetzung der enormen mechanischen Arbeiten einigen wir uns auf die Vergabe an eine professionelle Industriefirma aus der Automatisierungsbranche.

Allerdings muss mein Betreuer dazu erst die Zustimmung des Institutsdirektors einholen, damit dieser die entsprechenden Drittmittel für dieses Projekt freigibt. Als er kurz darauf mit dem OK seines Chefs zurückkommt, telefoniert er sogleich mit einem in Frage kommenden Unternehmen, um kurzfristig einen Besprechungstermin abzumachen.

Mit mir verbleibt er so, dass ich mich bis zur Fertigstellung des Skelettes mit der inneren Regelstruktur des Gehirns beschäftigen soll, damit die Elektroantriebe von Robby im ersten Stadium so angesteuert werden können, damit er wenigstens aufrecht stehen kann.

Er gibt mir noch den Hinweis, mich in der nächsten Zeit etwas intensiver mit der Bewegungsmotorik der Lebewesen zu beschäftigen und die Programmierung in Maschinensprache, die so genannten Assemblerbefehle, genauer zu studieren.

\*

Hochzufrieden mit dem Fortgang meiner Studienarbeit mache ich mich auf den Heimweg. Heute hat meine größere Schwester *Dayani* das Mittagessen für unsere Großfamilie zubereitet. Sie kommt wie mein Bruder Julien aus Sri Lanka, dem früheren Ceylon, und wurde im Alter von zweieinhalb Jahren von meinen Eltern adoptiert.

Ihr Start ins Leben war gekennzeichnet durch schlimme Misshandlungen und eine chronische Unterernährung, und so hatte sie bei ihrer Ankunft in meiner Familie einen schrecklichen Wasserbauch und unzählige Narben am ganzen Körper.

Ihre frühe Kindheit spielte sich vor einer armseligen Hütte ohne Tische und Stühle und ohne jeglichen Sinn und Perspektive ab. Dieses gemeinsame Schicksal hat uns innerlich stark verbunden und zusammengeschweißt. Wie ich, hat sie bis zu ihrer Adoption noch nie ein Haus von innen gesehen, geschweige in einem Bett geschlafen oder an einem Tisch gesessen.

Fernseher, Radio und ein tägliches Mahl waren unbekannte Annehmlichkeiten, von deren Existenz sie keine Ahnung hatte. Vielleicht wurde gerade deshalb ein besonders anständiges und liebenswertes Mädchen aus ihr.

Im Laufe der letzten Jahre hat Dayani meiner Mutter mehr und mehr Arbeit im Haushalt abgenommen, da diese inzwischen von ihrem kleinen, überfüllten Schreibtisch im Flur aus unermüdlich den verzweifelten Kampf gegen die Armut und Not verlassener und verelendeter Kinder führt. Ihre Erfolgsbilanz bei der Vermittlung von Adoptionen, Patenschaften, Operationen und Sachspenden ist mehr als beeindruckend.



*Meine Schwester Dayani,  
geboren in Kaluttara, Sri Lanka*

Unter dieser großen Verantwortung gegenüber ihren kleineren Geschwistern kamen die schulischen Leistungen meiner Schwester Dayani zwangsläufig zu kurz, so dass sie etwas länger für ihr Abitur gebraucht hat. Sie hat dann aber mit Eifer das Fach Wirtschaftsrecht studiert und sich nach dem Examen selbstständig gemacht.

Es duftet herrlich nach einem leckeren Rollbraten, den Dayani bereits in Scheiben geschnitten hat und gerade dabei ist, mit den Beilagen zu verteilen. Ich helfe ihr bei dieser schwierigen Prozedur gegen das allgemeine Durcheinander und Geschwatze. Erst wenn Kinder und Eltern an diesem riesigen Esstisch sitzen und ihre Portionen vor sich stehen haben, wird mit einem Tischgebet das Mittagessen freigegeben.

Es durchströmt mich wieder das wunderschöne Gefühl der Geborgenheit und des großen Glücks in dieser Zeit. Mir ist, als ob mein Lebensfilm für kurze Zeit seine Geschwindigkeit verringert hat.

\*

Der heutige Tag ist ein trauriger Tag für unsere Familie, denn unser alter, treuer Beschützer und vierbeiniger Freund *Ary* hat uns nach vierzehn Jahren für immer verlassen.

Sein Tod kommt nicht überraschend, denn er hatte in den letzten Wochen kaum noch etwas gefressen und war deshalb bis auf die Knochen abgemagert. Sein Körper war so schwach geworden, dass er sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte und vom Tierarzt eingeschläfert werden musste.

Aber er hatte ein schönes, glückliches und langes Hundeleben in unserer Familie gehabt. Mit der Todesspritze begann auch für ihn seine geistige Wiedergeburt und er durfte all die vielen aufregenden Stunden seines irdischen Daseins in einer Groß-

familie nochmals durchleben ehe er von dem hellen und warmen Licht des Ewigen Lebens eingehüllt wurde.

Trotz dieser beruhigenden Gewissheit hat er doch eine schmerzliche Lücke hinterlassen. Insbesondere in den alljährlichen, mehrwöchigen Urlaubsreisen, wenn er wild und übermütig an den Sandstränden umhertollte und sich anschließend erschöpft einfach umfallen ließ oder wenn er zu Hause gnadenlos Besucher samt Türklingel anbellte oder an Silvester vor Angst fast in seine Hundekiste machte.

Er war ein wesentlicher Bestandteil unserer außergewöhnlichen Familie und als Trost bleibt, dass jedes einzelne Familienmitglied ihn im persönlichen Todesfilm wieder treffen darf.

\*

Die nächsten Tage besuche ich vormittags meine Vorlesungen und arbeite nachmittags an der Softwarestruktur für Robby. Um dem Zentralrechner in seinem Gehirn eine Information über die Schwerpunktslage seines Körpers zu geben, habe ich einen Neigungswinkelsensor für die Geradeausbewegungen und einen für die Seitwärtslage vorgesehen.

Daraus müssen dann die Stellwerte für die Muskelrechner in den elektrischen Gelenkantrieben ermittelt werden, damit eine stabile Position des Roboters möglich ist.

Erst wenn der aufrechte und ruhige Stand über eine Schwerpunktregelung problemlos möglich ist, kann ich an die Programmierung des aufrechten Ganges denken.

Damit dieser nicht eckig sondern elegant und harmonisch wie beim Menschen wirkt, muss ich mich später in meiner anschließenden Diplomarbeit intensiver mit der Anatomie des Gehens beschäftigen.

Im gegenwärtigen Projektierungsstadium ist es nur wichtig, genügend Elektromuskeln pro Gelenk vorzusehen, damit durch entsprechende Sollwertvorgaben alle erforderlichen Freiheitsgrade abrufbar sind.

Bei solchen Überlegungen wird mir überhaupt erst einmal bewusst, welche komplexe Struktur biologische Bewegungsapparate besitzen müssen, um die alltäglichen Dinge wie gehen, laufen, springen, hüpfen, schwimmen, Fahrrad fahren oder tanzen bewerkstelligen zu können. Wenn wir bei Robby einen aufrechten, lockeren Gang hinbekommen, können wir schon sehr zufrieden sein.

Die so genannte Motoriksoftware läuft bei allen biologischen Lebewesen mehr oder weniger im Unterbewusstsein ab und soll deshalb auch bei Robby von einem eigenen Slaveprozessor übernommen werden, damit der Masterprozessor des eigentlichen Bewusstseins von diesen rechenintensiven Aufgaben freigehalten wird.

Die weiteren Sinnes-Sensoren für das Sehen, Tasten und Hören werden am Metallkörper ebenfalls schon vorgesehen und angebracht, damit Robby, nach Abschluss dieses Forschungsprojekts, seine Arbeit möglichst professionell erledigen kann.

Erst jetzt wird mir richtig bewusst, wie wenig ich Robby vor Gefahren schützen kann, da er keine Gefühle besitzen wird und zum Beispiel Schmerzen nicht empfinden kann.

So habe ich ihm am ganzen Körper zwar Drucksensoren angebracht, damit er erkennen kann, wenn er irgendwo anstößt und Hindernissen ausweichen, beziehungsweise sich aus einer Gefahrenzone bringen kann. Das wird aber nicht ausreichen, um ihn in allen Situationen richtig reagieren zu lassen.

So empfindet er weder Wärme und Kälte noch Nässe und Feuchtigkeit, auch habe ich keine Sensoren für eventuelle

Luftbewegungen und Schadstoffkonzentrationen in seiner Umgebung vorgesehen.

Selbstverständlich ließen sich auch diese und andere Eigenschaften messtechnisch erfassen und in seinem Elektronengehirn verarbeiten. Da er aber Verbrennungen, Erfrierungen, Umweltgifte oder Sturmböen nicht gefühlsmäßig erleben wird, sind alle seine einprogrammierten Reaktionen niemals situationsoptimal.

\*

Während meiner Busfahrten von der Universität nach Hause wird seit einiger Zeit über die Lautsprecher der lokale Radiosender ausgestrahlt.

Heute werde ich hellhörig, als der Sprecher des aktuellen Nachrichtenblocks sagt, dass gegenwärtig auf unserer Erde über sechshundert Millionen Kinder in unsäglicher Armut und Not vor sich hin vegetieren müssen und wir Wohlstandsmenschen dringend aufgerufen sind, dagegen etwas zu unternehmen.

Diese erschreckende Tatsache und traurige Realität habe ich über meiner Studienarbeit eine zeitlang tatsächlich ganz vergessen gehabt und ich nehme mir fest vor, mich mit meinen Eltern in den nächsten Tagen über diese himmelschreiende Ungerechtigkeit zu unterhalten, um dann persönliche Konsequenzen für mich zu ziehen.

Die Nachrichtensendung regt mich aber auch zu der Frage an, ob sich diese Teilnahmslosigkeit am Schicksal anderer Menschen bei Robotern per Programm verhindern lässt. Wie kann mein Robby erkennen, dass es einem anderen Roboter schlecht geht und er diesem helfen muss?



Mit Sicherheit lässt es sich programmtechnisch vorsehen und erkennen, ob er selbst oder ein anderer Roboter technische Probleme mit der Energiezufuhr oder der Elektronik hat und sich gegenseitige Hilfe organisieren.

Das ist aber etwas anderes, als wenn es einem biologischen Lebewesen körperlich oder seelisch schlecht geht. Die Erkennung dieses Zustands spielt sich wieder auf der Gefühlsebene ab, die technischen Wesen mit Halbleitergehirnen jedoch absolut fremd ist.

So gesehen, kann es einem Roboter gar nicht schlecht gehen und es können sich damit die schrecklichen körperlichen und seelischen Zustände aus der Welt der Menschen und Tiere im technischen Miteinander von intelligenten Maschinenwesen erst gar nicht einstellen.

Insbesondere die, für das biologische Leben schlimmste, Zustandsform des Verhungerns ist bei Maschinenwesen nichts Dramatisches oder Schlimmes, da sie jederzeit und immer wieder aufgeladen und wiederbelebt werden können

\*

Das ist ganz anders als meine Eltern eines Tages ein kleines Zigeunermädchen namens *Elena* in unserer Familie aufnehmen.

Sie kommt aus einem der verwahrlosten Waisenhäuser in Rumänien, wie es sie massenhaft in diesem Land gibt. Ihr kleiner unschuldiger Körper ist bei seiner Ankunft so geschwächt und ausgemergelt, dass sie keinerlei Gefühlsregungen mehr von sich geben kann.



*Meine Schwester Elena,  
geboren irgendwo in Rumänien,*

Meine Mutter badet das geschundene Baby sogleich liebevoll und hüllt es in warme Decken, damit es ihre Fürsorge und Geborgenheit spürt. Mit viel Geduld flößt sie dem armen Würmchen immer wieder etwas zu essen ein, das es aber nicht im Magen behalten kann. Irgendwann ist es dann vor Erschöpfung eingeschlafen.

Am nächsten Morgen ist das Unfassbare geschehen; das Baby liegt steif und tot in seinem Bettchen. Denn dieser kleine Mensch hat einfach nicht mehr die Kraft und den Willen gehabt, weiterzuleben.

Dieser plötzliche Kindstod, nach nur wenigen Stunden Freundschaft und Verbundenheit, ist ein tiefer Schock für uns alle, aber ganz besonders für meine herzensgute Mutter, an dem sie fast zerbricht.

Dieses hilflose Gefühl, ein kleines unschuldiges Menschlein vor seinem schlimmen Schicksal bewahrt zu haben, um es dann doch wieder zu verlieren, löst starke Zweifel in ihr aus und verändert sie sehr.

Mein Vater hat für solche oder ähnliche Geschehnisse allenfalls den Trost, dass jedes arme und elende Geschöpf auf Erden durch ein besonders glanzvolles Sterben entschädigt wird. In dieser Situation wird mir und meiner Familie das scheinheiligen Lügengerüst der Religion in aller Deutlichkeit gegenwärtig; insbesondere was es in einer christlichen Gemeinschaft heißt, nicht getauft zu sterben. Wie viele Menschen mögen durch diesen kirchlichen Humbug und faulen Bibelzauber schon abgestoßen oder gar krank geworden sein?

Für meine fromme Mutter gibt es nach langem Überlegen nur eine Konsequenz, um mit diesen elementaren Enttäuschungen fertig zu werden, nämlich ganz aus der Kirchengemeinde auszutreten und den frommen Heuchlern für immer aus dem Wege zu gehen.

Sie entschließt sich glücklicherweise für ein Leben in vollkommener Nächstenliebe und ab sofort all ihre Kraft in den Dienst der vielen, vielen hungrigen, verlassenen und ungetauften Kinder, der vom Leben Ausgegrenzten und der zum Hungertod Verdamnten in aller Welt zu stellen.

Gegen den erbitterten Widerstand aller staatlichen und privaten Stellen gründet sie in den folgenden Monaten ein Büro für Adoptionsvermittlungen und Patenschaften, das Jahr für Jahr hunderten von verwahrlosten, verlassenen, kranken und behinderten Kindern aus der Dritten Welt ein Zuhause, notwendige Operationen, Patenschaften und damit eine Zukunft geben wird.

„Weißt du, Susej,“

sagt sie einmal zu mir,

„Du musst die gedankenlosen Wohlstandsmenschen nehmen wie sie sind, auch wenn es dir manchmal sehr, sehr schwer fällt. Aber denke immer daran, dass jeder einzelne von ihnen eines Tages für sein Verhalten und Wegschauen, seine Fehler und Verbrechen vor seinem Gewissen und unserem Herrn Rechenschaft ablegen muss.“

Wie recht sie doch in ihrem tiefen Glauben an den lieben Gott hat, wird mir jetzt, in meinem zweiten Lebensdurchlauf, erst richtig bewusst.

\*

Mit der groben Steuer- und Regelstruktur für das aufrechte Stehen von Robby, gehe ich an diesem Morgen zu meinem betreuenden Assistenten, der bereits im elektrotechnischen Experimentallabor auf mich wartet. Er deutet auf eine große Kiste, in der die einzelnen Knochenstäbe, Drehgelenke und

Muskelantriebe für den Hardwareaufbau des Skelettes fein säuberlich aufgereiht liegen.

Während die Aluminiumknochen plus Gelenke relativ leicht sind, haben die Motormuskeln mit ihren Eisenpaketen und Kupferwicklungen doch ein ganz schönes Gewicht.

Die Antriebselektronik ist bereits in die Knotenpunkte der Gelenke integriert, so dass die Vorgabe der Kraftsollwerte über einen Feldbus und die Stromzufuhr über einen Energiebus über so genannte Protokolle erfolgen kann.

Dieses dezentrale Energiemanagement benötigt ein Minimum an Signal- und Stromkabeln und kommt den biologischen Gegebenheiten beim Menschen sehr nahe.

Ich bin höchst zufrieden über diesen mechanischen Entwicklungsstand von Robby und erkläre meinem Betreuer anhand eines Blockschaltbildes, wie der zuständige Mikrocontroller des Multiprozessorgehirns aus den Sensorsignalen der aktuellen Schwerpunktlagen, die einzelnen Kraftsollwerte für die elektrischen Motormuskeln in Vorwärts- und Seitwärtsbewegung bildet.

Wir diskutieren dann längere Zeit über die Grundstruktur der Regelung für das Stehen und Gehen von intelligenten Maschinenwesen und einigen uns darauf, die Neigungswinkelsensoren möglich hoch am Skelett anzuordnen, um eine hohe Empfindlichkeit zu bekommen.

„Frau Dog, lassen Sie sich bei solchen Fragen am besten immer von der Natur inspirieren, beraten und überzeugen. Nicht ohne Grund hat die Natur den Gleichgewichtssinn in den Ohren der Lebewesen untergebracht.“

Um möglichst wenig Energie für die Bewegungsabläufe zu verbrauchen, entschließen wir uns für eine ziemlich senkrechte Ausrichtung des Skelettes während des Stehens und Gehens.

Das wirkt dann zwar etwas steif, schont aber Robbys Energiespeicher und erhöht damit seinen Aktionsradius erheblich. Sollte es die spätere Einsatzsituation allerdings erforderlich machen, muss auch ein gebückter Gang oder ein Fortbewegen in der Hocke softwaremäßig vorgesehen werden.

Für die Entwicklung der Bewegungssoftware verwenden wir eine so genannte Hochsprache, um umfangreiche und intelligente Befehle und Algorithmen einsetzen zu können.

Lediglich im Bereich des Datenaustausches über den Feldbus und in der Antriebselektronik der Gelenke selbst soll mit der einfachen Maschinensprache programmiert werden, um so mit einem Minimum an Hexbefehlen auszukommen und damit sehr kleine Abtastraten, beziehungsweise Reaktionszeiten erreichen zu können.

Es ist uns beiden bewusst, dass dieses große Arbeitspensum zur Erstellung der Software noch viele Monate, wenn nicht Jahre in Anspruch nehmen wird.

Und so einigen wir uns darauf, dass ich in den nächsten Wochen mit den Mitarbeitern der Institutswerkstatt das komplette Skelett und die Rechnerhardware für das Multiprozessorgehirn aufbauen, testen und in Betrieb nehmen werde.

Anhand einer Computeranimation soll ich nebenher den optimalen Bewegungsrhythmus für Robby herausfinden, um daraus dann die Einstellparameter der Gelenkregelungen festlegen und optimieren zu können.

„Vor dem Beginn der umfangreichen Programmierarbeiten sollten wir uns nochmals zusammensetzen, um letzte Details abzustimmen und inzwischen gewonnene Erkenntnisse in unser Gesamtkonzept einzuarbeiten, Frau Dog.“

Im Anschluss an unsere fachliche Besprechung lädt er mich auf eine Tasse Kaffee in sein kleines Assistentenzimmer ein

und berichtet mir von den enormen Schwierigkeiten, die die Finanzierung solcher Projekte mit sich bringt.

„Wissen Sie, wegen der stark gedrosselten öffentlichen Mittel aus dem Ministerium lassen sich solche umfangreichen und kostenintensiven Forschungsaufgaben nur noch über so genannte Drittmittel aus der Industrie finanzieren.“

Und er fährt fort:

„Da aber auch die Wirtschaft in allen Branchen und Bereichen sparen muss, kommt man nur durch überzeugende Leistungen und wissenschaftliche Glaubwürdigkeit an solche begehrten Geldmittel heran.

Dazu muss in den meisten Fällen ein hohes Maß an Vorleistung erbracht werden, ehe der Geldhahn sich öffnet. Selbstverständlich ist diese Auftragsforschung dann sehr stark an die Weisungen, Veröffentlichungsbeschränkungen und praktischen Vorstellungen des Mittelgebers gebunden.“

So langsam wird mir klar, dass man als Student in den Hörsälen und Seminarräumen nur einen kleinen Bruchteil von dem mitbekommt, was den Alltagsbetrieb einer wissenschaftlichen Hochschule überhaupt erst ausmacht.

Um so mehr finde ich diese ersten Einblicke äußerst interessant und spannend und ich kann mir eine akademische Karriere durchaus vorstellen. Ich bedanke mich bei meinem Betreuer und schreibe ihm für alle Fälle meine Telefonnummer von zu Hause auf einen Zettel.

Auf dem Heimweg nehme ich mir fest vor, diese Aufbauphase von Robby möglichst schnell abzuschließen, denn der interessantere Teil des Projekts liegt für mich in der Erstellung und Vernetzung der verschiedenen Softwarepakete.

\*

Als ich zu Hause ankomme, treffe ich nur meinen Vater an. Der Rest der Familie ist im Büro meiner Mutter, deren Angestellte heute den Essenservice und die Hausaufgabenkontrolle übernehmen müssen. Mein Vater ist in Eile und fragt mich, bevor er das Haus wieder verlässt:

„Hättest du eventuell Interesse, mich auf meiner Vortragsreise nach China und Japan übernächste Woche zu begleiten?“

Obwohl mein Vater sehr häufig Vorträge auf internationalen Fachkonferenzen in der ganzen Welt hält, überrascht mich sein spontanes Angebot mitzukommen etwas. Er sieht mein verduztetes Gesicht und meint noch:

„Da du den Weg in eine wissenschaftliche Laufbahn einschlagen möchtest, solltest du diesen wichtigen Arbeitsbereich eines Wissenschaftlers, nämlich das Veröffentlichen und zur Diskussion stellen seiner Forschungsergebnisse vor internationalen Experten, einmal hautnah miterleben können.“

Das ist einleuchtend und ich sage ohne zu zögern:

„Ja, sehr gerne, allerdings unter der Voraussetzung, daß ich hier zu Hause in der Familie nicht gebraucht werde.“

„Du kannst das ja jetzt gleich während des Mittagessens mit deiner Mutter klären,“

sagt er zu mir, als wir gemeinsam unser Haus verlassen.

Tatsächlich gibt meine Mutter grünes Licht und so sitze ich zwei Wochen später mit meinem Vater in einem europäischen Großraumflugzeug, das uns nonstop nach Peking bringt. Bei der üppigen Verpflegung an Bord, kommen mir die Bilder meines ersten Fluges von Vietnam zu meiner Familie wieder zum Vorschein. Es ist wie eine kurze Bildeinblendung in meinen geistigen Lebensfilm.

Durch seine vielen Auslandsreisen kommt mein Vater mit jeder schwierigen Situation zurecht. Und davon gibt es auf dieser langen Reise einige, aus denen ich sehr viel gelernt habe.



Was ich mir unbedingt merken will, ist sein unsichtbarer Brustbeutel unter dem Hemd, mit Personalausweis, Kreditkarte und einigen Dollarnoten. Darunter auch ein paar kleine Scheine, damit man bei der Ankunft bereits flüssig ist. Ein kleines Trinkgeld, zur rechten Zeit, bewirkt nicht nur in solchen Schwellenländern wahre Wunder.

Wir wohnen im zehnten Stock eines komfortablen Viersterne-Hotels, direkt neben dem Kongreßzentrum. Dadurch lässt sich der Besuch der Konferenz in einfacher Weise mit anderen Aktivitäten kombinieren, ohne dass vermeidbarer Stress oder Hektik aufkommt.

Der Vortrag meines Vaters liegt am zweiten Konferenztag und stößt auf große Resonanz unter seinen Fachkollegen. Die ganze Tagungsatmosphäre ist sehr familiär und gefällt mir sehr gut. Das liegt natürlich auch daran, dass mein Vater im Laufe der Jahre viele der Teilnehmer persönlich kennt, so dass wir bei den Gesprächen in den Kaffeepausen auf den Gängen und Vorräumen, den Mahlzeiten und den Empfängen immer interessante Gesprächspartner haben.

Bevor wir nach vier Tagen Aufenthalt das Reich der Mitte in Richtung Japan wieder verlassen, besuchen wir noch die Große Mauer in den nahe gelegenen Bergen und die verbotene Kaiserstadt im Herzen Pekings.

Diese beiden Wunderwerke der Menschheit sind ein unvergessliches Erlebnis für uns beide. Welche Heerscharen an Menschen müssen bei der Errichtung dieser gigantischen Bauwerke wohl mitgewirkt haben? Über deren Arbeitsbedingungen in jenen Zeiten will ich mir erst gar keine Gedanken machen.

Auf der Fahrt vom Konferenzhotel zum internationalen Flughafen von Peking erinnern mich die vielen Zweiräder und die

armseligen Hütten am Straßenrand sehr stark an meinen Lebensursprung in Vietnam.

Nach einem chaotischen Einchecken im hoffnungslos überfüllten Flughafengebäude und einem dreistündigen Linienflug, landen wir wohlbehalten auf dem Tokyo International Airport. Wir fahren gleich nach der Einreise und Zollkontrolle mit einem komfortablen Flughafenzug weiter in die Innenstadt von Tokyo, von wo uns eine Schnellbahn zu unserem Hotel in das nahegelegene Yokohama bringt.

Das Hotelzimmer wurde bereits vor unserer Anreise von einer Industriefirma für uns gebucht, bei der mein Vater morgen seine Forschungsergebnisse vorstellen wird, um eventuelle Drittmittelprojekte abzuschließen. Erschöpft sinken wir spät nachts in die kleinen asiatischen Betten.

Während mein Vater am nächsten Tag seinen Vortrag hält und mit den Managern der Firma verhandelt, führt mich eine nette japanische Dame aus dem Sekretariat durch die Innenstadt und zeigt mir einige Sehenswürdigkeiten dieser großen Vorstadt des noch größeren Tokyo.

Am meisten jedoch beeindruckt mich in dieser Megastadt das ungewohnte Angebot an öffentlichen Verkehrsmitteln und die unglaublich starke Annahme durch die japanische Bevölkerung.

Solche Menschenmassen auf den Bahnhöfen, und das während des ganzen Tages, gibt es bei uns noch nicht einmal während der Hauptreisezeiten.

Als ich wieder im Hotel eintreffe, erkenne ich an der gelösten Mine meines Vaters sofort, dass seine Verhandlungen erfolgreich waren und er wieder Gelder für seine weiteren Forschungsvorhaben einwerben konnte.

Am Abend wurden wir von den Managern der Firma in ein japanisches Nobelrestaurant eingeladen, um die Spezialitäten

des Landes kennen zu lernen. Während ich das Essen mit Stäbchen schnell in den Griff bekomme, hat mein Vater arge Probleme damit und er wünscht sich insgeheim nichts mehr als eine Gabel und ein Messer.

Auf dem Nonstop-Rückflug in die Heimat haben wir viel Zeit, und da wir mit der Sonne fliegen, wird es die ganzen elf Stunden Flugdauer draußen nicht dunkel. Wir lassen uns von den Stewardessen verwöhnen und gehen die einzelnen Etappen der Reise nochmals in aller Ruhe durch.

Und mehr und mehr wird mir bewusst, dass auch ich eine gewissenhafte und ehrgeizige Wissenschaftlerin werden möchte. Deshalb nutze ich sogleich die letzten Stunden vor der Landung, um mich mit den Unterlagen von Robby intensiv zu beschäftigen und erste Programmstrukturen zu entwickeln.

\*

Nach diesem unerwarteten Urlaubsabenteuer nach Fernost stürze ich mich mit aller Kraft in die Fortführung meiner Studienarbeit. Als ich allerdings frohen Mutes am Institut für künstliche Intelligenz ankomme, ist mein Betreuer etwas verärgert, da er mich telefonisch nicht erreichen konnte. Ich erkläre ihm die Situation und dass ich es in der Eile vergessen hatte, mich bei ihm abzumelden.

Unter diesen Umständen hat er mir das Fernbleiben schnell verziehen und führt mich voller Stolz in die Werkstatt, wo mein Robby der Länge nach ausgebreitet auf einem großen Labortisch liegt. Ich bedanke mich bei den betreffenden Mitarbeitern für diese großartige Arbeitsleistung und verspreche, dem Roboter so schnell wie möglich auf die Beine zu helfen.

Wie gut, dass ich schon im Flugzeug gelegentlich in die Befehlsliste des millimetergroßen Mikrocontrollers für die Koor-

dination der Bewegungsabläufe geschaut und mich mit den wichtigsten Kriterien für die Programmierung im Maschinencode vertraut gemacht habe.

In den nächsten Tagen und Wochen bin ich pausenlos mit der Erstellung und dem Austesten der Software beschäftigt, bis ich endlich Robby auf seine Füße stellen kann und ihn seine Bewegungs-Motorik-Software aufrecht stehen lässt.

Seine ersten Stehversuche sind noch recht wackelig und eckig, was ich auf die Abweichung zwischen meinen modellhaften Berechnungen am Computer und den Gegebenheiten am realen Objekt zurückführe. Um Zeit zu sparen, ermittle ich die optimalen Reglereinstellungen experimentell, in dem ich sie solange in Robbys Festspeicher verändere, bis er einigermaßen ruhig und in aufrechter Haltung stehen bleibt.

Nachdem ich noch einige Änderungswünsche meines Betreuers in Robbys hintere Gehirnhälfte einprogrammiert habe, gibt er mir seine Erlaubnis, mit dem schriftlichen Teil meiner Studienarbeit zu beginnen.

Diese Schreibearbeit kann ich zum größten Teil zu Hause in meinem Zimmer am Personalcomputer erledigen. Die erste Hürde auf dem Weg zum Diplom ist damit genommen. Bevor ich mit meiner Diplomarbeit beginnen kann, muss ich allerdings in den kommenden Semesterferien noch einige wichtige Klausuren schreiben und natürlich auch bestehen.

Mit Beginn des Wintersemesters ist es soweit, ich habe alle Voraussetzungen für die Zulassung zur Diplomarbeit erfüllt. Zuvor habe ich schon mit meinem Betreuer das Thema abgesprochen. Wir sind uns einig, dass ich die Bewegungsmotorik für das aufrechte Stehen zunächst für das aufrechte Gehen erweitern und dann in dieses Programmpaket Softwaremodule für die Auswertung der Sensorsignale einbauen soll. Denn

schließlich soll Robby nicht nur gehen, sondern auch Hindernisse erkennen und diesen ausweichen können.

Dabei fällt mir zum ersten Mal bewusst auf, dass ich mir noch gar nicht überlegt habe, woher Robby weiß wohin er zu gehen hat. Hätte diese zentrale Frage aber nicht ganz am Anfang stehen müssen, denn betrifft sie nicht den eigentlichen Sinn seines Roboterlebens?

Und schon bin ich wieder mitten drin in diesem Vakuum menschlicher Existenzfragen. Kenne ich denn überhaupt den Sinn des biologischen Lebens? Was ist denn unsere Lebensaufgabe oder die der Tiere?

Vielleicht sollte ich am besten mit den Tieren anfangen. Eine zentrale Aufgabe jedes Lebewesens ist die Erhaltung der jeweiligen Art. Dazu gehört neben der Sicherung der Lebensgrundlagen auch die Fortpflanzung.

Um beides soll sich Robby auch kümmern. Er muss erkennen, wann seine Energiespeicher leer sind und sie rechtzeitig wieder auftanken. Für seine Fortpflanzung kann er dadurch sorgen, dass er sich bedarfsorientiert reproduziert.

Auch soll er so programmiert werden, dass er kleinere chirurgische Eingriffe mit seinen neuen Kollegen selbständig durchführen kann. Nur, woher bekommt er die Bauteile für den Austausch oder die Herstellung neuer Kollegen?

Die müssen wir Menschen ihm immer wieder bereitlegen und dafür sorgen, dass er sie findet. Sicherlich ist es in diesem Zusammenhang von Vorteil, wenn er auch in der Lage ist, verbrauchte Kollegen auszuschlachten und deren funktionsfähige Bauteile wieder zu verwenden.

Bei diesen Gedanken wird mir erst richtig bewusst, dass Robby mich als seine Schöpferin niemals wird wahrnehmen können, allenfalls als einen von vielen Gegenständen, die in seiner Umgebung herumstehen.

Er wird sein bescheidenes Leben so abspulen, wie ich es ihm programmiere, ohne dabei zu wissen, woher seine plötzlichen Einfälle kommen.

Welch eine verlockende Vorstellung, denke ich spontan, wenn man gedanklich das Verhältnis Mensch-Roboter um die Dimension Schöpfer-Mensch-Roboter erweitert. Ich verwerfe diesen Gedanken aber sofort wieder, um nicht in die Welt der Spekulationen abzudriften.

Nach längerem Überlegen entschieße ich mich, die Eingabe der Arbeitsanweisungen durch den Menschen drahtlos per Funkmodem in das Gehirn von Robby zu übertragen. Dann kann er sich dieselben Gedanken machen wie wir Menschen, nämlich, woher seine plötzlichen Einfälle denn gekommen sind?

Welche weiteren Aufgaben geben dem biologischen Leben neben dem Erhalt der Art darüber hinaus noch Sinn? Darauf eine Antwort aus dem realen Leben abzuleiten, fällt mir in diesem Stadium meiner Entwicklung sehr schwer.

Ich komme eigentlich immer wieder zu dem Ergebnis, dass sich bei den Tieren der gesamte Lebensinhalt in diesen lebenssichernden Aufgaben bereits erschöpft, die aber durch die speziellen Lebensumstände mehr oder weniger ergänzt und verschönert werden können.

Bei den Menschen kommt nun erschwerend noch die freie Willensentscheidung hinzu, so dass die weiteren Aufgaben und der Sinn des Lebens immer sehr subjektiv ausfallen und eine generelle Antwort schier unmöglich machen.

Doch soviel steht für mich fest, auch für die Menschheit hat die Erhaltung der Art und die Schaffung lebenswerter Verhältnisse absolute Priorität. Und alles andere, was über diese grundlegenden Aufgaben hinausgeht, darf sich auf keinen Fall gegen die Schöpfung selbst oder gar die eigene Art richten.

Für meinen Robby bedeutet dies, dass er wie ein tierisches Wesen zu betrachten ist, da seine Software zwar lernfähig sein muss, ich ihm aber auf keinen Fall so etwas wie eine freie Willensbildung einprogrammieren werde. Aus diesem Grund wird er die von außen vorgegebenen Befehle bedingungslos annehmen und ausführen.

\*

Nachdem ich vom Prüfungsamt der Technischen Fakultät meiner Universität die Zulassung zur Diplomarbeit bekommen habe, tickt für mich unwiderruflich die Uhr. Laut Diplomprüfungsordnung bleiben mir genau sechs Monate Zeit, die ich für die praktische Anfertigung und schriftliche Ausarbeitung meiner Diplomarbeit benötigen darf.

Vor dem Beginn der eigentlichen Programmierung habe ich die Softwarestruktur in so genannten Blockdiagrammen dargestellt, um überhaupt den Überblick über die komplexen Zusammenhänge behalten zu können.

Da sich für den aufrechten Gang bei den unterschiedlichen Umgebungsbedingungen keine mathematischen Modelle mehr angeben lassen, müssen für die einzelnen Bewegungskordinaten unscharfe Regeltheorien mit Fuzzyreglern verwendet werden, in die das bekannte Expertenwissen über das Gehen programmiert wird.

Um die Lernfähigkeit in Robbys Gehirn zu realisieren, habe ich zum ersten mal in meinem jungen Forscherleben neuronalen Netze, auch lernfähige Programme genannt, vorgesehen. Der Begriff Neuronen kommt vom menschlichen Gehirn und bezeichnet dessen Speicherzellen.

Die meiste Zeit meiner Diplomarbeit verbringe ich dann mit der Erstellung der Software in Maschinensprache, einer sehr

einfachen und bitorientierten Programmiersprache, speziell für Mikroprozessoren.

Da Mikrocontroller einen Befehl nach dem anderen abarbeiten, können sie niemals zwei oder mehrere Dinge gleichzeitig tun. Dieses so genannte Abtastverhalten ist kein Nachteil, denn es entspricht auch der Funktionsweise der einzelnen Bereiche des menschlichen Gehirns.

Ein Weg, um möglichst kleine Abtastzeiten zu bekommen, besteht darin, die komplexen Aufgaben des Computergehirns von mehreren Controllern im Parallelbetrieb erledigen zu lassen und außerdem in den Ablauf der Programme der einzelnen Mikrorechner gewisse Prioritäten, also Dringlichkeiten, einzubauen.

Mit diesen Maßnahmen lassen sich die erforderlichen Reaktionszeiten für die vielen Einzelbewegungen und Aktivitäten der elektrischen Motormuskeln erreichen und meinem Robby einen geschmeidigen und stabilen Gang verleihen.

Auch das Austesten und Beseitigen von Programmierfehlern sind bei solch aufwendigen und verschachtelten Steuer- und Regelstrukturen sehr zeitintensiv.

Insgesamt wird es am Ende nochmals richtig eng. Aber mit dem entsprechenden Zeitdruck, bringt der Mensch, im Gegensatz zu Robotern, bekanntlich Höchstleistungen.

Und so kann mein Robby vor Ablauf der Frist aufrecht und etwas steif durch die Gänge des Instituts für künstliche Intelligenz gehen und großes Aufsehen erregen. Durch die drahtlose Vorgabe seines Weges sieht sein Verhalten für den Betrachter ziemlich selbstständig aus.



Auch die Anfertigung der schriftlichen Ausarbeitung zur Diplomarbeit mit all den Texten, Formeln und Zeichnungen kann ich fristgerecht auf meinem Personalcomputer fertig stellen, ausdrucken und im Prüfungsamt in doppelter Ausfertigung abgeben.

Ähnlich wie bei meiner Studienarbeit, muss auch bei einer Diplomarbeit innerhalb der nächsten zwei Wochen eine mündliche Prüfung über das Thema in Form eines Kolloquiums abgehalten werden.

In meinem geistigen Lebensrückblick sehe ich all diese wichtigen Begebenheiten meines irdischen Daseins mit einem gewissen Abstand und doch fühle ich, als wären sie real.

\*

# Meine Forschung

Nachdem ich mich während meines Studiums sehr intensiv mit intelligenten Maschinenwesen beschäftigt habe, spüre ich nun den starken Wissensdrang, mehr über die Strukturen des biologischen Lebens zu erfahren und vorhandene Gemeinsamkeiten aufzuzeigen.

Dazu muss ich allerdings noch den Leiter und Direktor des Instituts für künstliche Intelligenz von meinen weiteren Plänen überzeugen, damit ich mich eventuell im Rahmen einer Doktorarbeit intensiv und finanziell abgesichert, mit diesen Fragen auseinandersetzen kann.

Am besten werde ich den Herrn Professor morgen, nach dem Kolloquium zu meiner Diplomarbeit, darauf ansprechen. Die Overhead-Folien für diese mündliche Präsentation meiner Arbeitsergebnisse habe ich schon vorbereitet und auch die belegten Brötchen und Getränke für die anschließende kleine Feier in der Bibliothek des Instituts organisiert.

Ich bin rundherum glücklich, dass ich diesen technikorientierten Ausbildungsweg gehe, da sich die zugrunde liegenden Naturgesetze nicht verdrehen lassen. Und so sind die gewonnenen Erkenntnisse, Strukturen und Zusammenhänge absolut frei von Spekulationen, Ansichten, Meinungen, Gefühlen oder dem momentanen Zeitgeist.

Mein Vater hatte absolut recht, als er einmal zu mir sagte:

„Susej, es ist tausendmal besser wenig sicher zu wissen, als alles mögliche nur zu glauben“.

Mein kleiner Schatz an gesichertem Wissen verleiht mir ein warmes Gefühl der Zufriedenheit, das erfahre ich jetzt in der

Rückblende meines Lebens noch einmal ganz intensiv. Und ich werde noch mehr Wissen erlangen, wenn ich mir weiterhin die richtigen Fragen stelle und den eingeschlagenen Weg beibehalte.

\*

Heute will mein Bruder Andres, wie versprochen, seinen Professoren auf den Zahn fühlen und einige drängende und unbequemen Fragen loswerden. Ich kann es kaum erwarten, bis er nach Hause kommt. Hoffentlich hat er sich nicht wieder weich klopfen lassen.

Wir sitzen bereits am Mittagstisch, als er mit seinem alten Motorroller zu Hause eintrifft. An seinem breiten Grinsen sehe ich sofort, dass es ein voller Erfolg für ihn war. Um die gemütliche Stimmung beim Essen nicht zu stören, sagt er zunächst kein Wort über seine Vorlesungserlebnisse.

Erst nachdem der Tisch abgeräumt ist und sich alle Kinder zum Hausaufgabenmachen und Lernen in ihre Zimmer zurückgezogen haben, gehen Andres und ich auf die Terrasse, wo mein Vater gerade genüsslich eine Zigarre raucht.

Wir setzen uns neben ihn auf die kleine Holzbank und Andres fängt an zu erzählen:

„Heute war der Zeitpunkt besonders günstig, da das Gleichnis vom guten Hirten und seinen verlorenen Schafen diskutiert wurde. Wie ihr wisst, soll in dieser Geschichte den gläubigen Menschen weisgemacht werden, dass der Schöpfer jedes einzelne, verirrte Schaf aufopferungsvoll sucht und wieder zur Herde zurückbringt.

Diese wunderbare Vorstellung hat meine Mitstudenten und den Professor in eine merkwürdige Scheinwelt entrücken lassen. Sie diskutierten und interpretierten diese Märchengeschichte nach eigenem Gutdünken, bis es mir übel wurde und

ich mich mit der nahe liegenden Frage zu Wort meldete, wie kann es sein, dass der von ihnen geschilderte Schäfer, jetzt, in diesem Augenblick, nicht etwa eines, sondern gleich über vier Milliarden hungernde Schafe, davon sechshundert Millionen dem Hungertod geweihte Schäfchen, vollkommen übersieht und sie in ihrem verzweifelten Kampf ums nackte Überleben einfach im Stich lässt?

Susej, du kannst mir glauben, diese Frage war das reinste Dynamit, denn sie löste einen unvorstellbaren Schock unter den Anwesenden aus und ließ den Professor plus Studenten gewaltig um Fassung ringen.“

Nach den anschaulichen Schilderungen meines Bruders Andres, hätten sie ihn am liebsten dafür aus dem Hörsaal verbannt. Er berichtet weiter:

„Stattdessen haben sie sich nach einiger Zeit wieder mühsam gefangen und redeten auf mich ein, als wäre ich vom Teufel besessen. Doch was sie sich auch aus der Nase zogen, eine befriedigende Antwort blieben sie mir auf diese zentrale Frage schuldig.“

Andres meinte noch:

„Ich hatte das ungute Gefühl, da ging es nur noch darum, zu retten, was zu retten ist. Der Professor wollte sein Gesicht und die Studenten ihre heile Welt nicht verlieren.“

Als sie sich soweit wieder beruhigt hatten, setzte mein Bruder noch einen gewaltigen Brocken drauf:

„Aber, meine Herren, noch nicht einmal in der Welt der Satten trifft dieses Märchen zu, denn auch hier sind die meisten Menschen verlassen, alleine, einsam, verzweifelt, krank, verletzt und wären dringend auf die Hilfe und den Beistand des Hirten angewiesen.“

Und er fährt fort:

„Wenn man also den guten Hirten mit dem Schöpfer und der Schöpfung gleichsetzt, könnte man überspitzt sogar das Ge-

genteil von dem behaupten, was sie in dieses Gleichnis hindeuten wollen.“

Andres machte eine kleine Pause, ehe er feststellte:

„Sind es denn nicht gerade die Schöpfung und die Natur, die unser aller Leben eines Tages beenden, sofern wir eines natürlichen Todes überhaupt sterben dürfen. Ohne Übertreibung könnte man sogar sagen, die Natur mit all ihren Möglichkeiten ist der größte Feind des biologischen Lebens, da ihr letztendlich keiner entkommen kann.“

Sein abschließendes Fazit im Hörsaal lautete:

„Irgendwann erwischt die Schöpfung jeden von uns, sei es durch Schicksalsschläge, schlimme Krankheiten, Hunger oder schließlich durch Altersschwäche.“

„Der Professor,“

so Andres zu meinem Vater und mir,

„hat seine Augen zusammengekniffen und sprühte nur so von Hass über diesen frontalen Angriff auf seine vermeintliche Wunderwaffe gegen die unübersehbaren Ungereimtheiten in der Realität und auf seine heile Weltanschauung.“

Auf seine überraschende Frage:

„Nun Herr Student, wie kommen Sie denn zu diesen außergewöhnlichen Ansichten?“

antwortete Andres voller Stolz:

„Durch intensive Gespräche mit meiner Schwester, die hier an der Uni die Studienrichtung Informatik studiert, versuchen wir gemeinsam, die Gleichnisse und Märchen aus dem Mittelalter durch ein Stückchen nachvollziehbares Wissen zu ersetzen.“

Voller Stolz berichtete er dem Professor noch:

„Meine Schwester schreibt zu diesem, für den modernen Menschen außerordentlich wichtigen Thema, gerade ein Buch, das noch einen gewaltigen Schritt weitergeht, da es auch die Eckpfeiler Wohlstand und Elend sowie Schöpfer und das Ewige Leben mit einbezieht.“

Und er ergänzte an seine Mitstudenten gewandt:

„Ein Buch, das den Menschen der Gegenwart etwas Reales, Ehrliches und Nachvollziehbares an die Hand gibt und welches diese Unmengen an Ammenmärchen samt ihrer Erzähler ablösen soll.“

Das war zuviel auf einmal für den geistlichen Mann, der hastig den Saal verließ und meinem Bruder wütend nachrief:

„Sie und Ihre Schwester hören noch von uns.“

„Wen er mit ‚uns‘ wohl gemeint haben könnte, Susej? Wem wird er von unseren Ansichten berichten? Müssen wir mit irgendwelchen Konsequenzen rechnen?“

\*

„Dann bist du ja gar nicht alles losgeworden, Andres,“ neckte ich ihn, während mein paffender Vater weiter nur gespannt zuhört.

„Doch,“

meint Andres,

„denn es kommt ja noch dicker. In der nächsten Vorlesungsstunde startete ich nämlich einen weiteren Angriff auf die heile Welt der Theologie. Es ging in dieser Veranstaltung um das Gebet, die Reue und die Möglichkeit, Probleme an Gott einfach abzugeben.

Ihr müsst wissen, dass der Dozent sehr ausführlich darlegte und begründete, wie man seine Sünden und Vergehen durch Reue und Buße quasi abarbeiten kann und dass man die großen Probleme, wie zum Beispiel den Hunger und das Elend in der Welt, aber auch die schlimmen Folgen von Verbrechen, Katastrophen und Krankheiten einfach per Gebet an den Schöpfer abgeben soll.

Getreu nach dem Motto, wenn du deinem Nächsten schon nicht hilfst, dann bete wenigstens für ihn.“

Das war aber genau der Punkt, wo mein Bruder einhaken musste. Wir hatten nämlich schon sehr oft mit unserem Vater über die Tatsache diskutiert, dass die Anhäufung von Wohlstand und Reichtum an sich ein Verbrechen ist, da nur der reich sein kann, der anderen etwas vorenthält.

Diesen großen Betrug am Nächsten kann man doch nicht einfach ignorieren oder an den Schöpfer zurückgeben und gleichzeitig fröhlich weitermachen. Was wäre das für eine Gerechtigkeit und Logik, wenn sich der gute Hirte nur um die gesunden und satten Schafe kümmern würde, um bei dem Beispiel aus der ersten Vorlesungsstunde von heute morgen zu bleiben?

Dass zwei Drittel der Menschheit hungern und frühzeitig sterben müssen, nur weil diese armen Länder von ihren korrupten Regierungen und der Gier der reichen Ländern nach billigen Rohstoffen gnadenlos ausgebeutet werden, ist hinreichend bekannt und wird unter Wahrung des eigenen Wohlstands schmerzlich hingenommen. Noch nicht einmal die Frommen und Geistlichen stellen sich dieser Lebenslüge.

„Genau so habe ich es vorgetragen, Susej,“ sagt Andres nach einer Weile des Schweigens zu meinem Vater und mir auf unserer Hofterrasse.

Wir beide blicken uns vielsagend an und sind auf die Antwort des Theologen sehr gespannt.

Andres verzieht sein Gesicht zu einem Grinsen:

„Der Professor versuchte uns Studenten weiszumachen, dass der einzelne Mensch in so großen Zusammenhängen nicht zu denken braucht, sondern die globalen Hungerprobleme und die schrecklichen Naturkatastrophen getrost in die Hände des Schöpfers legen könne, da nur dieser wisse, warum das alles geschehe.“

„Ja und du hast nicht nachgehakt, warum man das tun soll, wenn man doch aus der Geschichte weiß, dass das bloße Beten und Abgeben an diesen schlimmen Verhältnissen und Situationen überhaupt nichts ändert?“

bohre ich sofort nach.

„Doch, natürlich habe ich das den Professor gefragt,“ entgegnet mir mein Bruder und fährt fort:

„Seine Antwort auf diese Frage ist genau so unbefriedigend und wenig hilfreich wie die erste, er sagte nämlich, wir Menschen verstehen diese Zusammenhänge nicht und man soll deshalb solche Dinge auch nicht hinterfragen, beziehungsweise einfach die Hände in den Schoß legen, beten, sein Scherflein abgeben und auf den Schöpfer vertrauen.“

Mein Vater schaut jetzt von seiner Zeitung auf und meint zu Andres gewandt:

„Hast du ihn wenigstens noch gefragt, ob er der Meinung sei, dass das Verhungern und Leiden mit seiner Scheinheiligkeit für die Betroffenen leichter wäre?“

Andres bedauert und meint sichtlich erleichtert:

„Daran habe ich leider nicht mehr gedacht, aber ich bin auch so mein Theologiestudium losgeworden. Ich werde mich wohl oder übel an einer anderen Fakultät einschreiben müssen, vielleicht Philosophie oder Sozialwissenschaften.“

Mein Vater, Andres und ich reden noch eine ganze Zeit darüber, warum man offensichtliche Gegensätze und Ungereimtheiten und unangenehme Missstände noch nie in der Geschichte der Menschheit offen ansprechen konnte. Ganz im Gegenteil, dass man, wie leider in der Vergangenheit tausendfach geschehen, mit kritischen Äußerungen um seinen Kopf und Kragen fürchten musste.

Aber selbst in unseren aufgeklärten Tagen werden Glaubenskonflikte noch mit Gewalt ausgetragen und Querdenker von den Religionsgemeinschaften ausgestoßen.



\*

Um 10.30 Uhr heute morgen ist mein großer Auftritt im kleinen Hörsaal des Instituts für künstliche Intelligenz. Neben dem Institutsdirektor und meinem Betreuer sind noch einige Assistenten und Studenten anwesend, die allesamt an Projekten zum Thema intelligente Maschinenwesen arbeiten.

Da ich mich optimal auf diesen Vortrag vorbereitet habe, sind meine Ausführungen flüssig und werden von den Anwesenden mit großem Interesse aufgenommen. Dies zeigt sich am lautstarken Klopfen auf die Tischplatten, das ich am Ende meiner Ausführungen erhalte und an den vielen Fragen, die in der anschließenden Diskussionsrunde an mich gestellt werden.

Am ständigen Kopfnicken des Institutsdirektors kann ich ablesen, dass er mit meiner bisherigen Arbeit sehr zufrieden ist. Insbesondere die speziell entwickelte Multichip-Struktur des Robotergehirns findet seine volle Zustimmung, da sie die nötige Flexibilität und Erweiterungsfähigkeit für weitere Forschungsvorhaben garantiert.

Ich beschränke mich in meinen Äußerungen ausschließlich auf technische Details rund um Robby. Den direkten Vergleich von künstlichen und biologischen Wesen, will ich erst in der Zukunft anstellen und vortragen.

Als es keine weiteren Fragen aus der Zuhörerschaft mehr gibt, bedankt sich der Institutsleiter bei mir für die herausragende Diplomarbeit und schließt das Kolloquium mit dem Hinweis auf eine wichtige Veranstaltung in der nächsten Woche.

Nach einer kurzen Besprechung zwischen ihm und meinem Betreuer, wird mir meine endgültige Diplomnote mitgeteilt. Ich bin mit der Beurteilung sehr zufrieden und lade, wie vorgesehen, die Anwesenden zu einem kleinen Imbiss und Umtrunk in die nahe gelegene Institutsbibliothek ein.

Dort sitzen bereits die nichtwissenschaftlichen Mitarbeiter aus der Werkstatt zusammen, die mir von ganzem Herzen zu meinem erfolgreichen Diplomabschluss gratulieren.

Es ist eine lockere und entspannte Diplomandenfeier, bei der neben den topaktuellen Forschungsaktivitäten und Instituts-Angelegenheiten auch so manche Anekdote erzählt und diskutiert wird.

Bevor sich die fröhliche Runde allmählich auflöst, stellt mir der Institutsleiter die lang ersehnte Frage:

„Fräulein Dog, können Sie sich vorstellen, als Doktorandin weiter am IFKI für mich zu arbeiten?“

Endlich. Ich bin übergücklich über dieses einmalige Angebot und diese Chance. Ich bedanke mich für sein großes Vertrauen in meine Fähigkeiten. Im Rausgehen fügt er noch an:

„Bitte suchen Sie mich in den nächsten Tagen in meinem Büro auf, dann besprechen wir die weiteren Details.“

War dies der Beginn meiner akademischen Laufbahn, die ich mir immer so gewünscht habe? Hoffentlich kann ich mich mit ihm genau so schnell über die Inhalte meiner zukünftigen Forschungsaufgaben einigen.

Welch ein erhabenes Gefühl damals und jetzt, ich bin gerade dreiundzwanzig Jahre alt und schnurgerade auf dem Weg zu meinem Doktorhut.

Nachdem ich mit ein paar Studenten die Spuren der Feier beseitigt habe, mache ich mich schleunigst auf den Heimweg, um diese Neuigkeit meinen Eltern und Geschwistern zu erzählen.

\*

Zu Hause sitzt die gesamte Familie am Mittagstisch und hört interessiert meinen Erlebnissen des Vormittags zu. Alle gratulieren mir überschwänglich zum Diplom und freuen sich mit

mir über diesen positiven Fortgang meines akademischen Ausbildungswegs.

Insbesondere mein Vater sieht sich in seiner Meinung bestätigt, dass Bildung und Intelligenz auf keinen Fall biologische Vorrechte der Reichen und Satten sind, sondern, dass auch die Ärmsten der Armen die gleichen Fähigkeiten besitzen, sofern sie, wie in meinem Fall geschehen, eine faire Chance im Leben bekommen.

Zur Feier des Tages laden mich meine Eltern für den Abend in ein teures Restaurant zum Essen ein, um nochmals alle Einzelheiten von mir zu erfahren. Es ist ein herrlicher Abend und das Gefühl, dass alle stolz auf mich sind, ist wunderschön und unvergesslich.

Am nächsten Morgen schlafe ich lange und ausgiebig. Ich habe mir frei genommen und will meiner Schwester *Lizza* beim Kochen helfen. Sie ist meine ältere Schwester und für mich eine gute Freundin und großes Vorbild.

Lizza wurde in Kalkutta in Indien geboren und als einjähriges Mädchen aus dem Kinderheim der bekannten Ordensfrau Mutter Theresa von meinen Eltern adoptiert. In dieser ostindischen Millionenstadt am Ufer des Ganges muss nach Aussagen meiner Eltern das Elend besonders schlimm sein.

Meine Mutter erzählte uns Kindern mal mit rot geweinten Augen von ihren Erlebnissen:

„Die armen Menschen dort leben auf der Straße und müssen auch auf dem Bürgersteig schlafen, meist nur mit einem alten Sack zugedeckt. Die Vielen, die am nächsten Morgen nicht mehr aufwachen, werden auf einen speziellen, öffentlichen Platz gekarrt und einfach verbrannt.“



*Meine Schwester Lizza,  
geboren in Kalkutta, Indien*

Durch ihren enormen Ehrgeiz hat Lizza das Abitur relativ früh abgelegt und ein Hochschulstudium für internationales Wirtschaftsmanagement bereits mit vierundzwanzig Jahren abgeschlossen.

Danach hat sie einige Jahre bei einem großen Konzern in Spanien gearbeitet, bevor sie durch Zufall auf eine Stelle der hiesigen Polizeibehörde für internationale Wirtschaftskriminalität aufmerksam wurde und sich spontan bewarb.

Nach einem harten Auswahlverfahren konnte sie sich gegen ihre Mitbewerber durchsetzen und bekam schließlich diese reizvolle Aufgabe im höheren Polizeidienst.

Ich höre ihr gerne zu, wenn sie von den kriminellen Machenschaften der Großverdiener erzählt, die ihre ohnehin stattlichen Vermögen, ohne einen Finger krumm zu machen, mit allen Mitteln weiter vergrößern wollen.

Meine Schwester Lizza hat längst eine eigene Wohnung, kommt aber immer wieder gerne in den Schoß ihrer Familie zurück, auch wenn sie leider ein gespanntes Verhältnis zu unserem Vater hat.

Obwohl ihr Interesse an meinen Robotern und Softwaresteuerungen sehr gering ist, erkundigt sie sich doch immer wieder über meine Arbeit. Vielleicht denkt sie, dass es ja nichts schaden kann, auch über diese Materie etwas zu wissen.

Wir fahren mit ihrem kleinen Stadtflitzer zum Supermarkt und auf den Wochenmarkt, um die Zutaten für unser Mittagessen zu kaufen. Leider bekommt sie zwischendurch einen Anruf von einem ihrer Mitarbeiter im Präsidium, so dass ich irgendwann alleine in der Küche stehe und mit den Vorbereitungen beginne.

Glücklicherweise hat meine Mutter heute keine wichtigen Termine in ihren Adoptionsvermittlungsbüros, so dass sie mir spontan beim Kochen mithelfen und beistehen kann.

Nach dem Mittagessen habe ich meiner Schwester *Davina* versprochen, ihre Rastazöpfe neu zu flechten, da diese an der Kopfhaut schon ziemlich herausgewachsen sind.

Davina ist etwas älter als ich und sie kam in Äthiopien zur Welt. Als neugeborenes Baby fand sie ein Polizist unter einer Parkbank und gab sie in einem heruntergekommenen und hoffnungslos überfüllten Krankenhaus an der Pforte ab.

Meine Mutter war in dieser Zeit gerade in Addis Abeba, der Hauptstadt dieses afrikanischen Landes. Sie wollte mal wieder, wie sie immer sagte, eines der vielen verwahrlosten Kinder nach Hause holen. Auf dieser langen Reise in das Herzen Afrikas durfte meine Schwester Dayani unsere Mama begleiten und sie berichtete uns:

„Nachdem wir damals stundenlang in der Hitze umhergeirrt und endlich die Adoptionsbehörde in dem muffigen Straßengewirr gefunden hatten, wurden wir von einer Angestellten in verschiedene Kinderheime und Krankenhäuser geführt.“

„Durch Zufall blieben wir an dem kleinen Eisenbettchen von Davina stehen und sahen die beiden dünnen Ärmchen, die sich uns schwach entgegenstreckten. Beide verliebten wir uns spontan in dieses arme Geschöpf und Mama fragte die Stationsleiterin, ob sie dieses Baby bekommen könne?“

Und Dayani fährt nachdenklich fort:

„Nach einem langen, prüfenden Blick in die Akten nickte diese und unsere Mutter nahm ihr abgemagertes Schokoladenbaby behutsam auf den Arm. Was wohl die unzähligen anderen Kinder in ihren verdreckten Bettchen gedacht haben mögen? Wie oft jedes einzelne schon in seinem kurzen Leben leer ausgegangen sein mag?“



*Meine Schwester Davina,  
geboren in Addis Abeba, Äthiopien*

Meine Mutter und meine Schwester Dayani schauten sich damals in Äthiopien nur an und wussten, dass sie dieses kleine Bündel nie mehr aus den Händen geben würden.

Und so wurde Davina die Nummer acht in unserer Großfamilie. Diese Nummerierung hat mein Vater eingeführt, damit er unsere ausgefallenen Milchzähnen sammeln und auseinander halten konnte.

Inzwischen ist Davina eine hübsche junge Frau, die eine angenehme Wesensart und ein rassiges Äußeres besitzt. Sie hat nach der mittleren Reife einen kaufmännischen Beruf erlernt und eine gut bezahlte Anstellung in einer Bank gefunden.

Diese Prozedur mit Davinas Haaren dauert immer einige Tage, denn die über hundert einzelnen Rastazöpfe einzuflechten, ist eine Heidenarbeit. Immer, wenn meine Mutter etwas Luft in ihrem Büro hat, flechten wir gemeinsam.

Davina sitzt dabei geduldig auf einem Stuhl und hält eisern durch. Diese mühsame Flechtarbeit hat mir meine Schwester Dayani übertragen, als sie und ihr Freund vor kurzem zusammengezogen sind.

\*

Pünktlich um 10.00 Uhr sitze ich an diesem Morgen im Büro des leitenden Direktors des Instituts für künstliche Intelligenz, um die Rahmenbedingungen und fachlichen Inhalte für meine Assistententätigkeit während der nächsten drei bis vier Jahre festzulegen.

Ich habe den Professor bereits in den Vorlesungen zum Hauptstudium als einen ernsten und nachdenklichen Hochschullehrer kennen gelernt und während meiner Studien- und Diplomarbeit einige Diskussionen zu gesellschaftlichen, religiösen und politischen Themen mit ihm geführt.



Da er in vielen Punkten meine Ansichten teilt, gehe ich optimistisch in dieses Gespräch. Seine Sekretärin hat mir freundlicherweise eine Tasse Kaffee gebracht, da der Professor noch nicht im Hause ist.

Kurze Zeit später höre ich bereits seine Stimme im Sekretariat, ehe er in sein Büro eintritt und mich recht herzlich begrüßt. Er nimmt an seinem Schreibtisch Platz und fordert mich auf, ihm meine Vorstellungen bezüglich einer Dissertationsarbeit näher zu erläutern.

Ich erzähle ihm von meinen Randproblemen und offenen Fragen, die sich aus meinen bisherigen Untersuchungen rund um Robby ergeben haben. Dabei lasse ich auch ansatzweise die ungeahnten Betrachtungsmöglichkeiten in größeren Zusammenhängen anklingen.

Ich fasse meine Vorstellungen in einem Satz zusammen:

„Primäres Ziel meiner Forschung wird es aber sein, die gesicherten Erkenntnisse der realen, technischen Welt zu benutzen, um die ungleich komplizierten Zusammenhänge des biologischen Lebens ein wenig besser verstehen zu können.“

Nach einer Weile des Nachdenkens meint er:

„Fräulein Susej, sind Sie sich eigentlich der großen Verantwortung bewusst, die mit solch neuartigen Denkansätzen verbunden sind? Und haben Sie sich schon mal gefragt, ob die Menschen das überhaupt wissen wollen oder gar sollen?“

„Nun, Herr Professor, meiner Meinung nach ist es allerhöchste Zeit, dass man sich nicht nur intensiv Gedanken über die Hardwarestruktur biologischer Speicher macht, sondern auch versucht den Inhalt biologischer Software soweit wie möglich zu entschlüsseln.“

Und ich füge noch hinzu:

„Während man in Medizinerkreisen bereits konkrete Überlegungen zu einer Kopftransplantation anstellt, sollte man doch

wenigstens von Seiten der Technik etwas mehr über den Informationsinhalt der Schöpfungssoftware erforscht haben.“

Bewusst klammere ich die Randthemen, die sich aus religiöser und ethischer Sicht automatisch ergeben, bei diesem Gespräch aus, damit sich meine Chancen nicht verschlechtern.

Als hätte er meine Gedanken gelesen, sagt er:

„Wie Sie wissen, stimme ich ihren Fragestellungen im großen und ganzen zu. Man müsste meiner Meinung nach aber doch daran denken, als Koreferenten für ihre Dissertation einen Kollegen aus einer geisteswissenschaftlichen Fakultät hinzu zuziehen.“

Wir einigen uns schließlich darauf, dass wir diese Frage erstmals offen lassen und von den in den nächsten Jahren erzielten Forschungsergebnissen abhängig machen wollen. Ein Handschlag besiegelt unser Abkommen und macht mich zur wissenschaftlichen Mitarbeiterin des Instituts.

\*

Die nächsten Tage benötige ich ausschließlich dafür, um die ganzen Formalitäten mit der Hochschulverwaltung, meiner Krankenversicherung und verschiedene Behördengänge zu erledigen.

Dann endlich kann ich mein kleines, eigenes Büro im zweiten Stock des Instituts für künstliche Intelligenz beziehen und mich für die nächsten Jahre häuslich einrichten.

Als mein hochschuleigener Personalcomputer an das weltweite Computernetz (Internet) angeschlossen ist, beginne ich mit einer ausführlichen Recherche zu den Themenschwerpunkten menschliches Gehirn sowie biologische Denkprozesse.

Die Ausbeute an Fachinformationen ist enorm und deren Auswertung wird mich auf Wochen hinaus beschäftigen. Auffallend für mich ist, dass man in Übersee anscheinend viel in-

tensiver an diesen Themen arbeitet als bei uns, da ein Großteil der Schriften aus den Vereinigten Staaten kam.

Schnell wird mir klar, dass ich mich nicht zu sehr mit den Details zum Aufbau der biologischer Hirnhardware beschäftigen darf, wenn ich das Zusammenspiel von Gehirnzellen und deren Informationsinhalt, sprich Programm, ansatzweise verstehen will.

Überhaupt ist es außerordentlich schwierig, den richtigen Einstieg in diese Materie zu finden. Denn woher soll ich am Anfang meiner Untersuchungen schon wissen, was wichtig und was unwichtig ist.

Auf jeden Fall aber will ich in meinen Denkansätzen möglichst einfach bleiben, damit eine breite Bevölkerungsschicht mit den gewonnenen Ergebnissen etwas anfangen kann.

Am besten wird es sein, wenn ich mir zunächst einmal eine kurze Zusammenfassung in Form eines Vortrages aufschreibe. Dazu sollte ich von meinen Erfahrungen mit Robby ausgehen, die ich während meiner Studienarbeit und Diplomarbeit gewonnen habe und diese dann auf die biologische und menschliche Ebene ausdehnen.

\*

Es gibt erstaunlich viele strukturellen und funktionstechnischen Übereinstimmungen zwischen Robotern und Lebewesen. Das beginnt mit dem Stützapparat, der von der Natur mit Knochen und bei künstlichen Wesen mit Leichtmetallstreben einschließlich Gelenken verwirklicht ist.

Die Muskeln als die biologischen Antriebselemente entsprechen den Elektroantrieben auf der technischen Seite. Betrachtet man den Magen und Verdauungstrakt als den Energiespeicher der biologischen Lebewesen, so sind dies bei intelligenten Maschinenwesen die elektrischen Energiespeicher auf der

Basis von Batterien, Brennstoffzellen oder Ultrakapazitäten. Nahrungsaufnahme und Auftanken liegen bei beiden Systemen in derselben Größenordnung von wenigen Minuten.

Der Energietransport bei den biologischen Wesen findet über den Blutkreislauf statt, während bei Robotern für den Energiestrang einfache Elektrokabel genügen. Die Information des Gehirns welcher Muskel sich wann und wie bewegen soll wird bei den Lebewesen über das fein verteilte Nervensystem übermittelt. Diese Aufgabe übernimmt bei künstlichen Wesen und Apparaten der Informationsstrang, der auch Feldbus genannt wird.

Die Rückmeldung von Informationen der Sinnesorgane beziehungsweise der Sensorgeber erfolgt ebenfalls über das Nervensystem beziehungsweise den Feldbus. Diese Ähnlichkeiten setzen sich bis zur Schaltzentrale fort. Beim Menschen werden die Steueraufgaben sämtlicher Körperfunktionen, Entscheidungsprozesse und Beobachtungsarbeiten vom Gehirn ausgeführt, welches geschützt im oberen Bereich des Kopfes untergebracht ist.

Wegen der besonderen Beweglichkeit, wählt man auch bei künstlichen Roboterwesen diese hoch liegende Anordnung für den Kasten des Elektronengehirns.

Die Unterteilung und Verlagerung der einzelnen Lebensfunktionen in verschiedene Hirnbereiche garantiert eine hohe und gleichzeitige Informationsverarbeitung, die man bei Halbleitergehirnen mit dem Einsatz mehrerer Siliziumprozessoren im kleineren Umfang auch erreichen kann.

Aber auch das Programmieren und die Lernfähigkeit der Multiprozessorsysteme von intelligenten Maschinenwesen findet sich in ähnlicher Form bei den Lebewesen wieder, wobei hier der Lernvorgang wesentlich länger dauert und an einen Wachstumsprozess gekoppelt ist. Programmierfehler führen bei Robotern zu unerwünschten Reaktionen, die sich aber

leicht beheben lassen. Hingegen drücken sich biologische Programmfehler bei Lebewesen in Form von Behinderungen aus, die sich meist nicht von Menschenhand korrigieren lassen.

Neben vielen Gemeinsamkeiten fallen beim direkten Vergleich von biologischen und künstlichen Wesen vor allem zwei wesentliche Unterschiede auf. Während es bei Robotern weder Gefühle noch Schmerzen gibt, sind diese Eigenschaften bei biologischen Lebewesen die Grundlage für alle Handlungen und Entscheidungen. Auf der anderen Seite machen aber gerade diese Merkmale das Dasein eines Lebewesens zu etwas Besonderem und Einmaligen. Ohne diese Gefühlswelt von Glück und Leid, Schmerz und Freude wäre bereits das irdische Dasein ein totes Leben, das ein anschließendes Ewiges Leben nicht braucht.

Roboter führen hingegen ein gefühlloses und schmerzfreies Dasein, das keine Höhen und Tiefen kennt und das auch nicht mit dem Tod enden muss. Das bedeutet weiter, künstliche Maschinenwesen haben keine Persönlichkeitsstruktur. Sie sind sich alle gleich und können beliebig oft ausgetauscht, abgeschaltet und wiederbelebt werden.

Bereits das Abschalten der Energiezufuhr, ein leerer Energiespeicher, ein Kontaktproblem in der Verkabelung oder eine Störung in der Elektronik führen zum Gesamtausfall der Körperfunktionen des Roboters. Wegen der getrennten Energieversorgung seines Elektronengehirns kann mein Robby seine momentanen Daten und Erkenntnisse noch in aller Ruhe abspeichern, um dann im absoluten Todeszustand auf seine Wiederbelebung von außen durch Auftanken oder Reparatur zu warten. Und er wird hinterher noch nicht einmal wissen, dass er tot gewesen ist.

Die Information, wann es mit Robby zu Ende geht, wird aus dem Ladezustand seines Haupt-Energiespeichers abgeleitet.

Danach bleiben einige Minuten Zeit, um den Datenbestand in einen nichtflüchtigen Speicherbereich seines Gehirns zu speichern.

Da die Sensoren für das Sehen und das Hören ebenfalls an diesem Not-Energiespeicher mit angeschlossen sind, behalten auch diese Informationsquellen noch eine gewisse Zeit ihre volle Funktionsfähigkeit.

Über seine Funkverbindung zur drahtlosen Fernbedienung, die Videokameras und Bildverarbeitungssoftware sowie die Mikrofone und die Spracherkennungssoftware, kann Robby so programmiert werden, dass er vor seinem endgültigen Systemabsturz noch wichtige Informationen aus der Außenwelt aufnimmt und verarbeitet.

Wegen der zeitaufwendigen Programmschritte für das digitale Hören und Sehen, habe ich damals bei der Programmierung von Robbys Todesphase bewusst auf solche und andere interessanten Möglichkeiten verzichtet.

Überträgt man diese Betrachtungen auf die biologischen Lebewesen, so entspricht der totale Körperausfall eines Roboters dem klinischen Tod eines Patienten. Dabei sterben die am weitesten vom Herzen entfernten Sensoren und Nervenzellen am schnellsten ab und befreien das Gehirn von ihren Datenströmen. Sensoren mit kurzen Verbindungswegen zum Gehirn werden etwas länger aktiv bleiben und können auch noch während des Todesprogramms Informationen liefern. Wann schließlich der letzte Sensor abgestorben ist, wird von Lebewesen zu Lebewesen sehr verschieden sein.

Auf jeden Fall aber empfiehlt es sich aus dieser Erkenntnis heraus, jedem frisch Verstorbenen einige Minuten absolute Ruhe zu gönnen, damit er ohne irdische Umgebungseinflüsse seinen geistigen Weg ins Ewige Leben antreten kann.

Verknüpft man diese körperlichen Gesichtspunkte mit den unterschiedlichen Lebensbedingungen eines jeden Lebewesen, ergeben sich automatisch unendlich viele Varianten des Sterbens. Diese ungeheure Vielfalt auf wesentliche Merkmale einzugrenzen, wird die vorrangige Aufgabe meiner weiteren Forschungsaktivitäten sein müssen.

\*

Mein Vater berichtet heute beim gemeinsamen Mittagessen, dass er am Abend auf einer Podiumsdiskussion zum Thema Umweltschutz als Redner eingeladen ist und fragt mich, ob ich Zeit und Lust habe, mitzukommen.

Da ich zur Zeit sehr intensiv an meiner Doktorarbeit arbeite, würde ich am liebsten absagen. Aber die einzelnen Vortragsthemen, die er aufzählt, hören sich sehr interessant an und dass die Veranstaltung von einem bekannten Fernsehjournalisten moderiert wird, lässt mich schließlich zustimmen.

Ich bin gespannt, was diese Expertenrunde an Neuigkeiten zu berichten weiß; vielleicht ergeben sich ja einige interessante Aspekte für meine Vorstellungen und Überlegungen zur Verknüpfung von Wohlstand und Elend in meinem Buch.

Von meinem Vater erfahre ich noch am Rande, dass er in seinem Beitrag etwas zu den globalen Umweltproblemen vortragen soll, unter Einbeziehung der Dritten Welt.

Pünktlich um acht Uhr sind wir am Veranstaltungsort, einem bekannten Hotel mit Konferenzsaal, angekommen, wo die geladenen Gäste mit einem kleinen Aperitif begrüßt werden.

Da mein Vater viele der Anwesenden kennt, sind wir im Nu in einen netten ‚small talk‘ verwickelt. Dabei erfahre ich unter anderem, dass es nach der Veranstaltung kulinarische Köstlichkeiten an einem kalten Buffet geben wird.

Als ein dezentes Klingelzeichen ertönt, suchen wir unsere Sitzplätze auf. Ich nehme an einem Tisch im Zuschauerraum Platz, während mein Vater auf der Rednerbühne sitzen darf, wo für die Vortragenden Plätze mit Namensschildern reserviert wurden.

Wie stolz ich auf meinen Vater bin, als ich ihn da oben sitzen sehe, wird mir an dieser Stelle in meinem Lebensfilm wieder ganz real.

\*

Der erste Redner kommt von einer Umweltbehörde und berichtet über das gestiegene Umweltbewusstsein und die vielen Umweltaktivitäten in der Bevölkerung, dass aber der Grad der Akzeptanz sehr stark von den privaten Einkommensverhältnissen und damit von der wirtschaftlichen Konjunktur abhängt.

Er beginnt seinen Vortrag mit den Worten:

„Wer über ein ausreichendes Einkommen verfügt, ist eher bereit, über die Umwelt und Natur als seine Lebensgrundlage nachzudenken und etwas für deren Erhalt zu investieren als die weniger gut Verdienenden.“

Und weiter:

„Auch bei Kindern und Jugendlichen ist ein hohes Interesse und Engagement an diesen Themen festzustellen, das allerdings mit Vollendung des achtzehnten Lebensjahres schlagartig auf null zurückgeht und dann der genau entgegengesetzten Erkenntnis weichen muss, nämlich: Mein Auto fährt auch ohne Bäume.“

Der Sprecher führt weiter aus:

„Das bei allen heiklen Themen übliche Stammtischgebaren, dass man raschen Veränderungen zwar vollmundig zustimmt, dann aber nicht bereit ist Konsequenzen und Kosten zu tragen



oder Verantwortung zu übernehmen, gilt uneingeschränkt auch für den Umweltschutz.“

Er zieht die Schlussfolgerung:

„Nur leider, meine Damen und Herren, gibt es keinen wirklichen und umfassenden Umweltschutz zum Nulltarif und schon gar nicht, wenn alles beim alten bleibt.“

„Der einzige Ausweg, um die Umwelt nachhaltig zu schützen, ist der möglichst sparsame Umgang mit den kostbaren Ressourcen. Will heißen, die deutliche Reduzierung des Energieverbrauchs, intensive Schonung und Wiederverwertung der Rohstoffe sowie der strikte Verzicht auf unnötigen Luxus und Komfort.“

„Dabei macht es überhaupt keinen Sinn,“  
so sagt er weiter,

„den schwarzen Peter pauschal der Industrie zuzuschieben, denn ohne kaufwillige Konsumenten würden die Schornsteine der Fabriken, Kraftwerke und Raffinerien automatisch weniger qualmen oder teilweise ausgehen.“

Ich bin beeindruckt von der Deutlichkeit, mit der dieser Mann das Problem angeht und die Verantwortung für die Umwelt nicht dem Staat oder der Wirtschaft, sondern jedem Einzelnen zuweist.

Aber es sollte noch besser kommen.

„Wenn wir uns, verehrte Zuhörer“,  
so fährt er fort,

„die Energierationen einmal genauer anschauen, die die Natur den Menschen zugedacht hat, dann sind das gerade mal zweitausendfünfhundert Kilokalorien pro Tag und Person.

Zum besseren Verständnis sei gesagt, dass dies im Energieinhalt ungefähr einem Drittel Liter Benzin entspricht. Mit dieser Nahrungsenergie deckten die Urmenschen alle Bedürfnisse nach Bewegung, Pflege und Wohlbefinden ab und für die Tiere gilt diese minimale Energiebilanz ja übrigens heute noch.“

Er holt tief Luft und folgert:

„Bei dieser extremen Bescheidenheit gäbe es nicht ein einziges Umweltproblem. Betrachtet man sich dahingegen den modernen Wohlstandsmenschen, so liegt sein Energiebedarf für Ernährung, Körperpflege, behagliches Wohnen und motorisierte Fortbewegung leicht um das Hundertfache und mehr über diesem natürlichen Richtwert.

Verschwendung an natürlichen Ressourcen bezeichnet man in der Fachwelt auch als ökologischen Rucksack, der mit zunehmendem Wohlstand urgewaltig wird und deshalb von jedem einzelnen verantwortet werden muss.“

Zur Begründung liefert er die Argumente:

„Möglich wurde diese enorme Energieverschwendung durch die riesigen, fossilen Energievorräte, die die Natur in dreißig Millionen Jahren in der Erde angelegt hat.

Diesen kostbaren Schatz plündern wir Menschen seit seiner Entdeckung hemmungslos aus und verhalten uns dabei in keiner Weise umweltbewusst. Auf diesen wichtigen Aspekt wird aber mein Kollege im nächsten Vortrag noch näher eingehen.“

Und er öffnet eine weitere, für mich neue Sichtweise:

„Betrachtet man die noch verfügbaren Vorräte an Erdöl an einem anschaulichen Beispiel, so steht die Zeigernadel des Naturtanks auf circa ein Halb. Das ist zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch nicht ganz dramatisch.

Kein Autofahrer, meine Damen und Herren, gerät in dieser Situation in nennenswerte Hektik. Anders sieht das aus, wenn in ein paar Jahren der Zeiger weit unter halbleer stehen wird und man genau weiß, dass der Tank nicht wieder aufgeladen werden kann.“

„Die Folge einer Energieverknappung,“  
so meint der Vortragende weiter,

„könnten verheerende Kriege um die Energiequellen der Erde sein. Dass die Tankanzeige rasanter abnehmen wird als bisher

ist klar und liegt ganz einfach an der steigenden Zahl der potentiellen Energieverbraucher.

Und, liebe Anwesende, so wie die so genannte zivilisierte Menschheit noch nie vernünftig mit dem Überfluss umgehen konnte, wird sie noch weniger mit dem Mangel zurechtkommen.

Natürlich ist es angesichts der wachsenden Umweltprobleme einfacher, mit dem Finger auf andere zu zeigen und zum Beispiel gegen die Abholzung der Regenwälder oder die Zerstörung von Naturgebieten zu demonstrieren.

Aber dann muss man sich fragen lassen, wie viele Tropenwälder und Biotope jagen denn wir, die reichen Länder, Tag für Tag durch die unzähligen Schornsteine, Auspuffrohre und Müllverbrennungsanlagen?“

Der Redner macht eine kleine Atempause und resümiert:

„Wir alle wissen, dass nachhaltiges Umweltbewusstsein in den Köpfen der Menschen beginnen muss. Aber wer denkt schon ernsthaft an morgen und wer ist freiwillig bereit auf etwas zu verzichten? Und genau da liegt der Kern des Problems.“

Er fügt dann nahtlos an:

„Als umweltbewusster Mensch stößt man da sehr schnell an unsichtbare Schranken. Es ist, als wenn man den Versuch unternähme, von Autofahrern die Abschaffung des Straßenverkehrs zu fordern, von Jetsettern die Einstellung des Flugverkehrs zu verlangen, um dann noch den Daheimgebliebenen das Duschen und Heizen zu verbieten.

Unmöglich werden Sie, meine Damen und Herren, jetzt spontan sagen. Aber bedenken Sie bitte, dass gleichzeitig Milliarden von Menschen nicht nur auf das Autofahren, Fliegen, Duschen und Heizen verzichten müssen, sondern dass diese armen Menschen noch nicht einmal die von der Natur vorgese-

hene, minimale Überlebensration täglich in Anspruch nehmen dürfen.

Und ist die Erde samt ihrer Bodenschätze nicht für alle Menschen gleichermaßen da? Ist denn unser Blick auf das Waldsterben oder das Ozonloch tatsächlich das Maß aller Dinge, im Angesicht des Hungers und Elends in der Welt?“

Mit diesem nachdenklichen Ausblick schließt er seinen Vortrag ab und bedankt sich bei den Zuhörern für deren Aufmerksamkeit und Interesse. Danach ergreift der graumelierte Moderator das Mikrofon, bedankt sich seinerseits für die interessanten Ausführungen beim Redner und fordert das Publikum nachdrücklich auf, die Gelegenheit zu nutzen und Fragen an den Referenten zu stellen.

Da sich keiner aus dem Publikum meldet, nehme ich allen Mut zusammen und gehe zum Mikrofon, um eine mir wichtige Frage loszuwerden:

„Wenn man Ihren Forderungen nach Energiesparen, Müllvermeiden und Verzicht nachkommen möchte, stellt sich dann nicht sofort das Problem, wie viel Nahrung und Lebensqualität darf ich denn guten Gewissens in Anspruch nehmen? Gibt es denn überhaupt nachprüfbare Richtwerte, welcher Energieverbrauch für jeden Einzelnen ökologisch und moralisch noch vertretbar ist?“

„Nun, junge Dame,“

antwortet der Redner ohne zu Zögern,

„das ist natürlich die Hauptfrage, die dieses Thema bestimmen sollte. Dabei muss aber die Betonung auf ‚jeder Einzelne‘ liegen. Würden nämlich alle Menschen, die auf der Erde leben, den Energie- und Ressourcenverbrauch eines Wohlstandsbürgers verursachen, wären wir längst an den Schadstoffen und dem Müll erstickt. Würden alle Menschen auf dem Stand eines Urmenschen leben, hätte die Umwelt sicher keine Proble-

me damit. Irgendwo dazwischen liegt die ehrliche Antwort auf Ihre Frage.“

Und er fügt noch hinzu:

„Die vor der Natur und den Milliarden hungernder Mitmenschen vertretbaren Ansprüche nach Luxus und Komfort liegen natürlich näher beim Höhlenmenschen als beim übersatten Wohlstandsmenschen.“

Eine blonde Frau mittleren Alters scheint von meiner Frage ermutigt worden zu sein, da noch ein wenig nachzuhaken:

„Sind es nur die Superreichen, die die Umwelt extrem belasten, oder gehört schon ein Durchschnittsverdiener zu den Umweltsündern?“

Der Redner vermeidet es bewusst, konkrete Zahlen zu nennen, wohl auch, um jeden der Anwesenden selbst seine Situation beurteilen zu lassen. Schließlich meint er noch:

„Ich könnte mir vorstellen, dass die Untergrenze nicht beim Urmenschen liegen muss und auch nicht unbedingt auf dem Niveau der Sozialhilfe. Aber, meine Damen und Herren, mit Sicherheit nicht allzu viel darüber. Letztendlich können hier nur seriöse Weltökonomien und Weltökologen gemeinsam eine ehrliche Antwort finden. Ich danke Ihnen für Ihr Interesse.“

Solche Appelle an die Experten schaffen im Endeffekt doch nur Zeit, eine Art Galgenfrist für den Wohlstand. Immer dann, denke ich weiter vor mich hin, wenn sich für die Zufriedenen eigentlich nichts ändern soll, greift man zum Expertenrat. Und da es zu jedem Experten einen Gegenexperten gibt, hat man am Ende eine leichte Wahl. Mit dieser Feigheit vor der Realität haben anscheinend auch alle hier im Saal Anwesenden keine Probleme.

\*

Als es keine weiteren Wortmeldungen mehr gibt, beendet der Moderator die Diskussionsrunde und stellt den nächsten Redner vor, der aus einem bekannten Industrienunternehmen der Region kommt und die Erfolge seiner Firma im Bereich des Umweltschutzes vorstellen wird.

Der Vortragende geht zunächst weit in die Vergangenheit zurück, in eine Zeit, als die Wörter Umwelt, beziehungsweise Ökologie noch nicht zum allgemeinen Sprachschatz gehörten, als der Begriff Umweltauflagen noch nicht erfunden war, die Wirtschaftskonjunktur an den qualmenden Schloten abgelesen wurde, als man seinen privaten Ölwechsel noch ohne Skrupel einfach in der freien Natur erledigt hatte und überhaupt der persönliche Energieverbrauch ein Zeichen für Größe und Wichtigkeit war.

Insgeheim frage ich mich, ob das für die meisten Menschen der reichen Länder nicht heute noch zutrifft? Der pro Kopf Verbrauch an Rohstoffen und Energieträgern ist jedenfalls nicht zurückgegangen.

Danach belegt der Vortragende sehr anschaulich, wie an einzelnen Produktionsschritten sowohl der Energiebedarf als auch die Umweltbelastung durch Abfälle in seinem Unternehmen wesentlich verringert werden konnten. Dabei erfahren die Zuhörer, was zum Beispiel an Gesamtabfall bei der Produktion eines einzigen Personenkraftwagens entsteht, nämlich mehr als vierzehn Tonnen Müll!

Auch setze man in seinem Unternehmen bei der Entwicklung neuer Produkte verstärkt darauf, dass diese bei einem Ausfall und Defekt wieder repariert werden können, so dass ihre Lebensdauer und Rentabilität erheblich gesteigert werden.

Diese ökologische Binsenweisheit wird für die Zuhörer aber erst dadurch zu etwas Besonderem, zu einer echten Innovation, als er in einer Nebenbemerkung preisgibt, dass diese Un-

ternehmensstrategie der neueste Trend in den Vereinigten Staaten von Amerika sei.

Man kann richtig spüren, wie diese umweltfreundlichen Aussagen beruhigend auf die vom vorherigen Vortrag geschundenen Zuhörerseelen wirken. Ich muss an den alten Spruch denken, um Menschen glücklich zu machen, darf man ihnen nur das erzählen, was sie hören wollen.

Der Redner schränkt allerdings ein, dass alle innerbetrieblichen Umweltmaßnahmen im Endeffekt auf etwas teurere Produkte führen, die dann wieder schwerer am Markt abzusetzen sind. Er berichtet weiter von den Begleiterscheinungen, den sogenannten Synergieeffekten, die die ökologische Ganzheitsbetrachtung seinem Unternehmen bringt; insbesondere im Bereich der Produktdarstellung und Mitarbeitermotivation seien viele positive Veränderungen zu verzeichnen.

Er führt weiter aus:

„Diese Begeisterung für den industriellen Umweltschutz nachhaltig auf die Verbraucher und Kunden zu übertragen, wird die vorrangige Aufgabe der Beratungs- und Marketingstrategien in den nächsten Jahren sein müssen.“

In seinem abschließenden Resümee kommt auch dieser Vortragende zu dem Schluss, dass der aktive und nachhaltige Schutz der Umwelt und die nötige Schonung der Ressourcen dringend geboten sind und deshalb von allen Verantwortlichen in Politik und Wirtschaft gemeinsam wesentlich stärker ins Bewusstsein der Menschen aller Bevölkerungsschichten gebracht werden müssen.

Nach einem mäßigen Beifall gibt der Moderator die Diskussionsrunde frei. Ein leger gekleideter Mann geht an das Mikrofon und zeigt sich verwundert darüber, wie sorglos die Menschen seiner Meinung nach mit den Ressourcen der Natur umgehen.

Etwas erregt stellt er fest:

„Für mich ist es ein Skandal, wenn im Fernsehen oder Kino diese Verschwendung salonfähig gemacht wird, indem in jedem einzelnen Actionfilm neben Wohnhäusern und Autos sogar Flugzeuge und andere teure Wohlstandsgüter massenweise aus purer Lust und Dummheit zerstört werden.“

Um schließlich zu seiner Frage zu kommen:

„Verliert der Zuschauer dabei nicht jeglichen Bezug und Respekt vor diesen Kostbarkeiten und verhält sich wie im Film?“

Und er folgert mit heftiger Stimme:

„Kann man daraus nicht den einzig wahren Schluss ziehen, dass nämlich Energieträger und Rohstoffe bei uns immer noch viel zu billig sind, um sie sparsam einzusetzen?“

Der Vortragende greift diese Frage gerne auf und meint:

„Mein Herr, Sie haben vollkommen recht. Man kann im Umkehrschluss auch sagen, dass zu viele Menschen einfach zuviel Geld in der Tasche haben und glauben, sich diesen Luxus an Umweltverschmutzung leisten zu können.“

Als sich eine lähmende Stille im Raum breitmacht, denke ich, dass es eigentlich noch viel schlimmer ist, dass sich nämlich das hemmungslose Konsumieren bis zur absoluten Sinnlosigkeit steigern kann. Und wer denkt schon an Energie und Rohstoffe, wenn sie nicht das eigene Geld kosten?

Dabei fallen mir unweigerlich die unzähligen Fenster und Lichterketten ein, die ich täglich in den Seminarräumen, Hörsälen und Toiletten der Universität schließe, beziehungsweise ausknipse. Diese Verschwendung, hochgerechnet auf alle Hochschulen und öffentlichen Gebäude, ist alleine schon der ökologische Wahnsinn.

\*



Der dritte Beitrag ist für mich besonders interessant, da der Moderator ankündigt, dass der Referent konkrete Zahlen zur gegenwärtigen Situation auf dem Weltmarkt für Rohstoffe und Energie vortragen und bewerten wolle.

Der Vortragende kommt von einem Europäischen Institut für Zukunftsforschung und berichtet zunächst von den enormen Schwierigkeiten, aus den momentanen Marktverhältnissen verlässliche Schlussfolgerungen für die nächsten Jahre oder gar Jahrzehnte abzuleiten.

„Zum einen, meine sehr verehrten Damen und Herren,“  
so sein einleitender Kommentar,

„sind die internationalen Verflechtungen ständigen Veränderungen unterworfen und zum anderen wird der Kampf um den Wohlstandskuchen von Tag zu Tag härter, da immer mehr Esser an den Tisch drängen.

Am Beispiel der Tischordnung wird das sehr deutlich. So beanspruchen zwanzig Prozent der Weltbevölkerung ungefähr achtzig Prozent des Ressourcenkuchens, oder anders herum formuliert, für vier Fünftel der Menschheit bleibt nur ein Fünftel der Rohstoffe und Energievorräte übrig.“

Und er schlussfolgert:

„Dieses extreme Ungleichgewicht führt zu der bekannten Einteilung in arme und reiche Länder. Um so erstaunlicher, wenn man bedenkt, dass die Rohstoffe und Energieträger fast ausschließlich aus den armen Ländern kommen.“

Der Referent stellt die Frage in den Raum:

„Wie ist so etwas möglich?“

und fährt sogleich mit der Antwort fort:

„Zunächst einmal sind dies die niedrigen Rohstoffpreise, die die Reichen den Armen diktieren. Diese Weltmarktpreise für Rohstoffe liegen gegenwärtig unter dem Stand von vor fünfzig Jahren, während die Löhne bei uns im gleichen Zeitraum um mehr als das dreißigfache gestiegen sind.

Ja, meine Damen und Herren, das müssen Sie sich einmal ganz konkret vorstellen; wenn Sie selbst mit dem Gehalt von vor fünfzig Jahren auskommen müssten, wäre ein Überleben auch für Sie kaum möglich.

Warum aber lassen sich die armen Länder diese ungleiche Behandlung und Ausbeutung gefallen?“

lautet seine zweite Frage.

Seine realistischen Antworten sind einleuchtend und gleichzeitig erschreckend:

„Erstens. Durch den technologischen Vorsprung der reichen Länder sind die armen Länder bereits beim Abbau und der Förderung ihrer Bodenschätze auf die Hilfe ihrer Ausbeuter gnadenlos angewiesen.“

„Zweitens. Hinzu kommen dann noch einheimische Geschäftemacher, gierige Clans und korrupte Regierungen, die die geringen Verkaufserlöse in die eigenen Taschen wirtschaften und so mithelfen, das Elend der breiten Bevölkerung ins Unerträgliche zu steigern.“

„Drittens. Auch die technischen Einrichtungen und Anlagen, um ihre Rohstoffe zu veredeln und damit hochwertige Produkte herzustellen, fehlen in den armen Ländern praktisch vollständig.“

Seine Zwischenbilanz lautet:

„Ehrlicherweise muss man sagen, dass wir, die Übersatten, vier Fünftel einer Vorratskammer verprassen, von der uns eigentlich nur eine kleine Ecke zusteht. Dieses maßlose Verhalten widerspricht allen Gesetzen der Schöpfung und Natur.“

Der Sprecher legt an dieser Stelle bewusst eine kleine Pause ein. In die Stille hinein, lasse ich meine Gedanken etwas kreisen. Wenn man bedenkt, dass zwei Drittel aller Menschen hungern und ohne Chance dahinvegetieren, dann fällt jedem satten Erdenbürger rein statistisch die Verantwortung für zwei Hungernde zu. Und die viel beschworenen Menschenrechte

unserer so genannten Zivilisation taugen hierbei als Alibi überhaupt nicht, denn sie machen keinen satt.

Irgendwie erinnert mich die ganze Konstruktion an das Lügengerüst der Weltreligionen samt ihrer Institutionen. Bin ich denn der einzige Mensch, der diese milliardenfachen Verbrechen gegen die Menschlichkeit sehen will?

Ich nehme mir in diesem Augenblick felsenfest vor, ab sofort einen Großteil meines Gehalts als Spende dorthin zurückzugeben, wo es letztendlich gestohlen wurde, nämlich in die Slums der Dritten Welt.

Aber es sollte noch deutlicher und schlimmer kommen. Behutsam nimmt der Referent seinen Vortrag wieder auf und stellt erneut laut eine Frage in den Raum:

„Wenn das eine Fünftel an Ressourcen für die armen Länder reichen muss, was machen dann wir, die reichen Länder, mit den anderen vier Fünfteln dieses üppigen Naturkuchens?“

Meine Damen und Herren, von diesen unvorstellbaren Mengen an Rohstoffen und Energieträgern werden in den reichen Ländern sage und schreibe lediglich sieben Prozent genutzt, die restlichen dreiundneunzig Prozent landen in irgend einer Form als Abfall auf dem Müll.“

Und er fährt mit fester Stimme fort:

„Abfall aber bedeutet unnötige Umweltbelastung und genau deshalb beschäftigt sich der Umweltschutz mit diesen dreiundneunzig Prozent Verschwendung von Ressourcen. Statt der vielen Maßnahmen, die teilweise heute Abend auch angesprochen wurden, müsste sich wahrer und ehrlicher Umweltschutz mit der effizienten Nutzung der sieben Prozent beschäftigen, statt scheinheilig an den Folgeerscheinungen der maßlosen Verschwendung herumzukurieren.“

Sein Fazit formuliert er schließlich so:

„Unsere Gesellschaft konsumiert ohne Rücksicht auf Verluste, das reicht von der absoluten Sinnlosigkeit vieler Produkte bis hin zur Maßlosigkeit bei deren Nutzung. Wir leben nach dem egoistischen Grundsatz, nehmen ist seliger als geben. Dabei verdrängen wir bewusst die bekannten Zusammenhänge und wälzen uns in diesem gestohlenen Wohlstand ohne jeglichen Skrupel oder schlechtes Gewissen.“

Das hat gegessen, überall nur noch betretene Gesichter.

Ich glaube, jeder hat diese deutliche Botschaft verstanden und fühlt sich persönlich angesprochen.

„Hoffentlich“,

so denke ich beim Anblick der vielen verlegenen Minen,

„reicht dieses schlechte Gewissen wenigstens bis zur Eröffnung des kalten Buffets am Ende der Veranstaltung“.

\*

Für den letzten Vortrag erteilt der Moderator jetzt meinem Vater das Wort. Dieser räuspert sich ein wenig und fängt bedächtig an zu sprechen.

„Meine sehr geehrten Anwesenden, ich möchte zunächst einmal klarstellen, dass es in der Realität den so genannten globalen Umweltschutz nicht gibt, sondern dass sich die lokalen und nationalen Umwelteinflüsse zu einem Ganzen aufsummieren. Prognosen sind daher äußerst schwierig und die komplexen Zusammenhänge sind bis heute noch so gut wie unbekannt.“

Er fährt fort:

„Insofern führen auch nur lokale Lösungen zu einem globalen Erfolg. Wir haben in den vorangegangenen Beiträgen bereits viele Beispiele für solche Vorort-Lösungen gehört. Ich möchte meine Vorredner daher nicht wiederholen, sondern mich auf

eine Art Zusammenfassung und Interpretation des Gehörten beschränken.

Lassen sie mich mit der enormen Verschwendung von Rohstoffen und Energieträgern sowie dem Aufruf zum Sparen und Verzichten beginnen. Jeder von uns kennt die enormen Mengen an Altpapier, Verpackungen und sonstigem Müll, die man Woche für Woche von der Müllabfuhr beseitigen lässt.

Dabei handelt es sich ja nicht nur um hochwertige Rohstoffe, sondern auch um große Energiemengen, die für die Herstellung der Zeitungen, Beutel, Kartons, Flaschen, Dosen und Tuben erforderlich waren.

Allgemein kann man sagen, je höherwertiger ein Produkt ist, desto größer der Material- und Energieaufwand. Und wie wir alle nur allzu gut wissen, benutzt jeder von uns eine Menge solcher Luxusgüter, bei deren Herstellung große Mengen an Energie eingesetzt werden und zusätzlich ein riesengroßer Berg an Abfall, der so genannte ökologische Rucksack, zurückbleibt.

Meine Damen und Herren, ich möchte als Beispiel das Automobil herausgreifen. Bei seiner Herstellung müsste eigentlich die ökologische Formel zur Anwendung kommen, je sparsamer ein Fahrzeug sein soll, desto langsamer, leichter und spartanischer muss es sein. Die Realität ist, wie Sie wissen, meilenweit davon entfernt.

Aber auch die Fahrweise und der Einsatzort eines Autos entscheiden über dessen Verbrauch beziehungsweise den Verschleiß von Ressourcen. So entfallen zum Beispiel sechzig Prozent des innerstädtischen Verkehrs auf Parkplatzsuche und die vielen Staus als Folge überhöhter Geschwindigkeiten und sinnloser Massenflucht an den Wochenenden auf die Straßen tun ihr übriges.“

Mein Vater versucht jetzt, die Sensibilität der Anwesenden für den sparsamen Energieeinsatz mit einer einfachen Situation aus dem täglichen Leben zu wecken:

„Stellen Sie sich bitte vor, Sie stehen unter der Dusche und der Wasserstrahl wird ihnen etwas zu kalt. Was tun Sie?“

Keiner der Zuhörer traut sich etwas zu sagen, wahrscheinlich aus Angst, man könnte sich mit einer falschen Antwort blamieren.

Schließlich löst mein Vater selbst auf:

„Auf den ersten Blick erscheint es logisch, das Warmwasser etwas mehr aufzudrehen. Nur, umweltfreundlich ist dieses nahe liegende Verhalten nicht. Richtig wäre es, den Kaltwasserhahn etwas weiter zu zudrehen.“

Ich möchte Ihnen ein weiteres Beispiel für unser gedankenloses Energieverschwenden geben. Sie alle kennen den Bereitschaftsbetrieb, auch Standby genannt, bei Fernsehgeräten, Videorecordern und Stereoanlagen. Für die Bereitstellung der erforderlichen elektrischen Energie, muss in unserem Land ein ganzes Kraftwerk Tag und Nacht Strom erzeugen.“

Ich muss bei diesen Worten unweigerlich an die vielen Kernkraftgegner denken und wie einfach es mit bloßem Verzicht schon wäre, ganz legal ein Kraftwerk abzuschalten. Aber Demonstrationen gegen die Großkonzerne sind wahrscheinlich attraktiver und spektakulärer, als auf sinnlose Annehmlichkeiten zu verzichten.

Mein Vater trinkt einen Schluck Wasser und fährt fort:

„Ich hoffe, meine Damen und Herren, es wird ihnen langsam bewusst, wo die dreiundneunzig Prozent Abfall, von denen mein Vorredner gesprochen hat, bleiben.“

Ein weiterer Rohstofffresser wurde ebenfalls schon ausgemacht, nämlich die mangelnde Produkterschöpfung infolge des so genannten Neuheitswahns. Darunter versteht man Kon-

sumenten, die sich ein neues Produkt anschaffen, obwohl das alte Teil noch voll funktionsfähig oder reparierbar ist. Als Beispiele möchte ich stellvertretend nur Autos, Möbel, Hausgeräte und Kleidung nennen.“

Mir fallen an dieser Stelle plötzlich die Worte meines Großvaters wieder ein, der bei solchen Gesprächen gerne berichtete, dass man früher für einen neuen Mantel über ein Jahr lang fleißig sparen musste und deshalb das gute Stück Jahrzehnte lang getragen hat.

„Die Liste dieser Verschwendungen, die zum größten Teil absolut überflüssig und sinnlos sind, ließe sich beliebig fortsetzen,“

fährt mein Vater in seinem Vortrag weiter fort.

„Meine sehr geehrten Damen und Herren, ein zweiter, wichtiger Punkt zu diesem Thema ist, dass man in das Wort Umwelt, beziehungsweise Ökologie und Natur, nicht nur die Luft, den Boden, das Wasser und die Pflanzen einbezieht, sondern darunter die gesamte Schöpfung mit allen Geschöpfen versteht.

Und dazu gehören natürlich auch wir Menschen, wobei man streng unterscheiden muss, zwischen den wenigen, die die Umwelt nachhaltig verschmutzen und den vielen, die so arm sind, dass sie überhaupt keine Umweltverschmutzung verursachen können.

Oder, wie man fachmännisch sagen würde, zwischen den wenigen Erdenbürgern, die einen großen und den vielen Armen, die überhaupt keinen ökologischen Rucksack mit sich herumtragen.

Lassen Sie mich, meine verehrten Zuhörer, diesen Sachverhalt etwas anders formulieren,“

und er stellt sodann die unangenehme Frage:

„Wie kann uns das Waldsterben vor Ort so intensiv beschäftigen und das Menschensterben in der Dritten Welt so kalt lassen. Für beide Katastrophen sind wir, die Satten und Reichen,

doch unstrittig mit die Ursache. Liegt es vielleicht nur daran, dass der heimische Wald uns und unsere Zukunft direkt betrifft, während das Verhungern in der Welt leichter übersehen und verdrängt werden kann?“

Dass er auf diese Frage nur stummes Schweigen ernten würde, habe ich erwartet. Nach einigen Sekunden der Stille, macht er die Dramatik seiner Aussage an einem Beispiel klar, indem er den verdutzten Zuhörern erklärt:

„Dass hemmungsloser Wohlstand unendliches Elend produziert, kann man bei genauerem Hinsehen überall erkennen. Nehmen wir einen Bergarbeiter einer Aluminium-Erzmine in Südamerika. Aufgrund der miserablen Arbeitsbedingungen und Bezahlung werden diese Minenarbeiter nicht älter als dreißig Jahre und müssen mit ihren Familien ein erbärmlich armes Leben führen. Schuld an diesem Elend sind die niedrigen Rohstoffpreise auf dem Weltmarkt.

Aus diesem blutbefleckten Rohstoff wird dann unter Einsatz großer Energiemengen eine Getränkedose hergestellt, die wir nach einmaligem Gebrauch einfach zum Müll werfen, obwohl sie von ihrer Beständigkeit her hunderte Male eine Flüssigkeit aufnehmen könnte.“

Eine elegant gekleidete Mittdreißigerin kann sich einen spontanen Zwischenruf nicht verbeißen:

„Und was kann ich dafür, dass diese Menschen ausgebeutet werden?“

„Mehr als Sie glauben, meine Dame,“  
antwortete mein Vater ruhig und er präzisiert:

„Unser unstillbarer Hunger nach immer mehr Wohlstand, Luxus und Komfort kann nur durch die gnadenlose Ausbeutung der Schwächsten gestillt werden. Und wenn man bedenkt, dass für die Getränkedosenherstellung mehr Energie und Rohstoffe



verbraucht werden, als deren Inhalt wert ist, wird das schlimme Ausmaß unseres Handelns offenkundig.“

Ich bewundere meinen Vater für seine anschaulichen Vergleiche, die an einfachen Beispielen den Zusammenhang von Verschwendung und Müll sowie von Wohlstand und Elend für jeden deutlich machen.

Aber was er jetzt zum Abschluss sagt, ist mir bisher in dieser Deutlichkeit noch nicht bewusst geworden:

„Möglich, meine Damen und Herren, machen diese schlimmen Formen der Ausbeutung, Unterdrückung und Vernichtung unschuldiger Lebewesen sowie die hemmungslose Zerstörung der Umwelt erst die harten Gesetze des Kapitalismus mit seiner so genannten freien Marktwirtschaft. Ein solch gewaltiges Unrecht an Menschen, Tieren und der Natur hat es in der Geschichte noch nie gegeben.

Und so wie man die Tatsache gerne verdrängt, wer Fleisch essen möchte muss Tiere töten oder töten lassen gilt aber auch, wer Wohlstand besitzen möchte muss Mitmenschen um ihr Leben betrügen oder betrügen lassen. Mit ehrlicher Arbeit, meine Damen und Herren, kann man allenfalls überleben aber niemals reich werden. Daran sollten sie ab heute immer denken, wenn sie an der Schlacht um den Wohlstandskuchen teilnehmen.

Mit dieser brutalen aber wahren Tatsache, verehrte Zuhörer, bin ich am Ende meiner Ausführungen angelangt und stehe für ihre Fragen selbstverständlich gerne zur Verfügung.“

Es herrscht eine bedrückende Ruhe im Saal. Der Moderator bedankt sich für diesen kritischen Beitrag zum Thema ‚Globale Umweltaspekte‘ und gibt die Diskussionsrunde frei.

Die erste Wortmeldung kommt nach einer Weile von einem jungen Mann, der sich kurz vorstellt und sich selbstbewusst als Umweltschützer bekennt. Er fragt:

„Wenn ich Sie richtig verstanden habe, dann sollten die Rohstoffpreise auf dem Weltmarkt so stark angehoben werden, dass die Menschen in den Rohstoffländern ein anständiges Leben führen können.“

Mein Vater nippt nochmals kurz an seinem Wasserglas, ehe er antwortet:

„Das wäre auf jeden Fall der erste richtige Schritt, der einer zivilisierten und christlichen Wohlstandsgesellschaft würdig wäre. Aber ich möchte daran erinnern, dass bei einem hohen Wohlstand aller Menschen auf dieser Welt die Umwelt noch extremer belastet und geschädigt würde.“

Mein Vater holt tief Luft und fährt nach einer kleinen Pause mit seiner Antwort fort:

„Aus diesem Grunde gibt es nur einen Ausweg, nämlich die Preise für Rohstoffe und Energie unter Umweltgesichtspunkten zu definieren. Das marktwirtschaftliche Prinzip, dass Angebot und Nachfrage den Preis bestimmen, versagt hier kläglich, da die Natur und die Ärmsten der Armen keine Lobby, sprich Verteidiger und Beschützer, haben.

Unterm Strich würde das für die Wohlstandsstaaten auf jeden Fall Verzicht bedeuten. Vielleicht nur Verzicht auf das Unnötige, Überflüssige und Sinnlose; wahrscheinlich aber mehr.“

Der Moderator blickt in die Runde und bittet einen nachdenklich wirkenden Mann um die vierzig ans Mikrofon. Dieser bringt seine Frage nur schwer über die Lippen:

„Mir ist noch nicht ganz klar geworden, warum ich an dem Elend auf der Welt mitschuldig sein soll. Könnten Sie bitte dazu noch ein paar Anmerkungen machen?“

Mein Vater greift diese Frage dankbar auf und sagt:

„Selbstverständlich sind sich alle Satten und Wohlhabenden keiner Schuld bewusst. Sie sind ja mit ihrem Leben und ihrer Situation zufrieden. Nur, wenn man an einem gestohlenen Wohlstandstisch Platz nimmt, macht man sich automatisch mitschuldig; auch wenn das keiner hören möchte und das große Elend auf der Welt lieber verdrängt.“

Der Fragesteller geht sichtlich enttäuscht an seinen Platz zurück. Wie schwierig es für meinen Vater ist, solche unangenehmen Botschaften weiterzugeben, kann ich an seinem angespannten Gesicht deutlich erkennen.

„Liebe Gäste, aufgrund der fortgeschrittenen Zeit,“ schaltet sich jetzt der Moderator wieder in die Runde ein, „möchte ich noch eine Wortmeldung zu lassen. Weitere Fragen können sie im Laufe des Abends dann direkt an die Vortragenden richten.“

Spontan geht ein erregter Mann mit hochrotem Kopf an das Mikrofon und macht seinem angestauten Unmut Luft:

„Wie kommen Sie dazu, uns alle als Verbrecher hinzustellen? Was haben Sie denn gegen die Armut unternommen? Und war das eigentliche Thema des Abends nicht der Umweltschutz?“

Mein Vater macht eine beruhigende Geste, ehe er antwortet:

„Ich kann Ihre Erregung durchaus verstehen, möchte Sie aber daran erinnern, dass ich nur Fakten aufgezählt habe, die eine Verknüpfung des hemmungslosen Wohlstands auf der einen Seite der Medaille, mit den massiven Umweltproblemen einschließlich menschlichem Elend auf der anderen Seite, deutlich machen.

Eine Schuldzuweisung, mein Herr, steht mir natürlich nicht zu, die muss jeder Einzelne für sich selbst vornehmen.“

Nach einer Weile fügt er noch hinzu:

„Selbstverständlich mache auch ich mich als Teil des Systems schuldig. Einen Teil unserer Schuld versuchen meine Frau und ich dadurch wieder gutzumachen, indem wir sehr vielen Kin-

dern aus den ärmsten Regionen der Welt eine Zukunft geben. Darüber hinaus verzichten wir auf Luxus und spenden dieses Geld an wohltätige Organisationen.“

Nach einem Blick auf die Uhr greift der Moderator hastig zum Mikrofon, bedankt sich bei allen Rednern und Zuhörern für ihre Beiträge und Interesse an diesem sensiblen Thema und lädt alle Anwesenden im Namen des Veranstalters zu einem üppigen kalten Buffet in die Vorhalle ein.

\*

Ich bleibe noch im Vortragssaal stehen, bis mein Vater seine Unterlagen zusammengepackt hat und vom Podium zu mir herunter kommt. Mit einem stummen Lächeln gehen wir gemeinsam nach draußen, um uns in die lange Schlange am Buffet einzureihen.

Nachdem wir uns mit einigen kulinarischen Köstlichkeiten eingedeckt haben, winkt man uns an einen Stehtisch, wo bereits heftig über den Beitrag meines Vaters diskutiert wird.

Wir stellen uns mit den Tellern dazu, hören aufmerksam hin und genießen unseren wohlschmeckenden Imbiss. Die Erkenntnis, dass der ungebremste Wohlstand für die Umweltschäden verantwortlich ist, scheint in der kleinen Tischrunde anscheinend unstrittig. Aber man spielt die Probleme mehr auf die Stufe eines Kavaliersdelikts herunter.

Die Verantwortung für den Hunger und Tod in der Dritten Welt wird deshalb auch weit weg geschoben und auf die betreffenden Staatsführungen sowie politischen Verhältnisse abgewälzt. Man ist sich schnell einig, dass eine globale Demokratisierung alle Probleme lösen würde.

Die Runde schaut gespannt auf meinen Vater. Als seine dicke Zigarre endlich qualmt, entgegnet er:

„Ohne Zweifel ist die Demokratie die beste und freieste Staatsform, die es für ein Volk gibt. Doch erinnern wir uns daran, dass auch wir finstere Zeiten in unserer Geschichte durchgemacht haben. Und wie bei uns, sind die Ursachen und der Nährboden für Diktaturen oder andere autoritäre Systeme immer Armut und Elend. Dass es uns heute wieder gut geht, verdanken wir nur der Hilfe von außen.“

Mein Vater pafft an seiner Zigarre und fährt fort:

„Jedoch, was nützt den armen Ländern der Dritten Welt unser demokratisches Dach, wenn es auf einer kapitalistischen Marktwirtschaft aufgebaut wird, die viele der Grundgesetze und Menschenrechte für Außenstehende außer Kraft setzt? Dadurch produziert unsere Demokratie, entgegen möglicherweise guter Absichten, Elend und Not in der Welt.“

Dabei blickt er in die Tischrunde und wartet auf eine Reaktion. Als keine kommt, fügt er noch hinzu:

„Die Kluft zwischen gutem Vorsatz und menschlichem Egoismus gilt doch für die Umwelt, für die keiner verzichten will ebenso, wie für die zehn Gebote, die im christlichen Alltag ständig gebrochen werden.“

Inzwischen hat sich auch der Moderator der Veranstaltung zu uns gesellt. An meinen Vater gewandt stellt er fest:

„Ihren Ausführungen kann ich in vielen Teilen durchaus zustimmen, aber gibt es denn nicht eine höhere Instanz, die für eine gerechte Weltordnung zuständig ist?“

Wenn Sie unseren Schöpfer meinen,“

schalte ich mich jetzt, von einer inneren Kraft getrieben, in die Diskussion ein,

„so sollten Sie sich tatsächlich fragen, warum er nicht in Ihrem Sinne reagiert? Die Antwort ist verblüffend einfach. Der Schöpfer kann oder will nicht von außen wirken. Sein Wille jedoch ist in jedem Lebewesen verankert, was für uns Menschen eine hohe moralische Verantwortung bedeutet.“

Der Fragesteller zuckt die Schultern und hakt nach:

„Das verstehe ich nicht, sind wir Menschen für solch große Aufgaben nicht überfordert?“

Ich erkläre ihm, dass ich mich schon länger sehr intensiv mit dieser Frage beschäftige und dass ich gerne bereit bin, ihm in einem geeigneten Fernsehbeitrag zu diesem Thema Rede und Antwort zu stehen. Er greift dieses Angebot sofort dankend auf und verspricht:

„Frau Dog, ich werde mich bei passender Gelegenheit garantiert bei Ihnen wieder melden.“

\*

Allmählich beginnt sich die Runde aufzulösen und mein Vater und ich machen uns ebenfalls auf den Heimweg.

Als wir im Freien sind und uns an dem wunderschönen, sterneklaren Abend erfreuen, meint mein Vater zu mir:

„Susej, jetzt hast Du es mit deinen eigenen Augen erlebt, wie wenig die satten Menschen über ihr Verhalten und dessen Folgen nachdenken. Die wollen einfach nicht begreifen, dass sie wie die Säue über einen vollgedeckten, fremden Tisch herfallen.“

Dieser drastische Vergleich trifft den Kern und ich denke an die traurigen Konsequenzen dieses maßlosen Konsumverhaltens, als ich zu meinem Vater sage:

„Vor allem, wenn man sieht, dass gleichzeitig zwei Drittel der Menschheit hungern müssen und dass den Milliarden armer Menschen, die mit weniger als einem Dollar pro Tag dahinsiechen müssen, einzelne reiche Menschen mit Milliarden Dollars in den Taschen gegenüberstehen.“

Ich frage meinen Vater, ob man dieses gewaltige Unrecht in der Welt überhaupt brutal genug formulieren kann, zum Beispiel so:

„Jeder Pfarrer ist ein Gauner an seinen Schäfchen, jeder Autofahrer ist ein Verbrecher an der Umwelt und jeder Millionär ist ein potentieller Mörder an den Ärmsten?“

Mein Vater nickt zustimmend und sagt:

„Du hast vollkommen Recht, Susej, nur fühlen sich unsere saten und zufriedenen Mitmenschen von solchen Worten nicht angesprochen. Die sprechen sich lieber gegenseitig mit frommen Sprüchen wie:

„Die Gnade der späten Geburt“

von den schlimmen Gräueltaten der Vergangenheit frei und übertragen die ganze Heuchelei gleich auf die Gegenwart und Zukunft.“

Unser Abendspaziergang quer durch die Innenstadt zu unserem Haus ist ein angenehmer Abschluss für diesen anstrengenden und langen Arbeitstag.

\*

In den nächsten Wochen bin ich pausenlos damit beschäftigt, die schriftliche Ausarbeitung meiner Doktorarbeit, die so genannte Dissertation, auf dem Personalcomputer zu erstellen, nach den Wünschen meines Doktorvaters zu korrigieren und bei einem bekannten Fachbuchverlag in geringer Auflage veröffentlichen zu lassen. Nachdem die Technische Fakultät einen Promotionsausschuss für mein Verfahren eingesetzt hatte, wurde ich auch schon bald zur mündlichen Prüfung, dem Rigorosum, eingeladen.

Mit neunundzwanzig Jahren habe ich schon den Doktorhut in der Hand, geht es mir während der Ansprache meines Chefs auf meiner Doktorfeier im Institut für künstliche Intelligenz durch den Kopf und die letzte Stufe akademischer Weihen, die Habilitation, habe ich fest vor Augen.

# Meine Botschaft

Nach meiner Promotion zum Doktor der Ingenieurwissenschaften, bestehen die Tätigkeiten am Institut für künstliche Intelligenz zum großen Teil in der Mithilfe und Durchführung von Lehrveranstaltungen, dem Erstellen und Korrigieren von Klausuren und mündlichen Tests, sowie in der Betreuung von Diplomanden und Doktoranden.

Viel Zeit geht aber auch mit Tagesgeschäften und Verwaltungsarbeiten sowie dem Ausfüllen und Formulieren von Forschungsanträgen und Reiseanträgen verloren, so dass ich zu meinen eigentlichen wissenschaftlichen Untersuchungen leider immer weniger komme.

Auf jeden Fall nehme ich mir fest vor, im nächsten Jahr an einer Konferenz über intelligente Maschinenwesen in den Vereinigten Staaten von Amerika teilzunehmen. Die Anmeldeformulare habe ich bereits aus dem Internet herunter geladen und ausgefüllt.

Bei dieser internationalen Veranstaltung werde ich die Ergebnisse meiner Doktorarbeit in komprimierter Form einer großen Fachwelt vorstellen und zur Diskussion stellen, um nützliche Anregungen für meine weiteren Aktivitäten zu erhalten.

Für die Fertigstellung meiner Habilitationsschrift muss ich in den nächsten Monaten noch intensive Überlegungen zum Begriff der Ewigkeit und der Todessoftware anstellen.

Durch meine Aufsehen erregenden und unangenehmen Betrachtungen, habe ich in den lokalen Medien bereits einen gewissen Bekanntheitsgrad erlangt und meine Äußerungen und Formulierungen entwickeln bereits eine erstaunliche Eigendynamik, auf die ich kaum noch Einfluss habe.



Und so hat sich für Morgen mal wieder eine hartnäckige Redakteurin mit mir verabredet, die unter der griffigen Überschrift ‚Botschaft aus dem Elend‘ einen Beitrag für ihre überregionale Zeitschrift, ein mehr christlich orientiertes Blatt, verfassen möchte.

Es hat sich in weiten Kreisen inzwischen herumgesprochen, dass mein besonderes Anliegen darin besteht, den Ärmsten der Armen zu einer Plattform zu verhelfen. Dass ich selbst aus diesem Elend komme, macht mich glaubwürdig. Die Pressevertreterin meinte daher auch am Telefon zu mir:

„Frau Dr. Dog, ich sehe in Ihnen ein lautes Sprachrohr für die Hungernden auf der einen Seite und einen moralischen Spiegel für die Satten auf der anderen.“

Wie recht sie doch hat. Doch damit kann ich gut leben. Dass ich darüber hinaus eine Verbindung zum Schöpfungsauftrag und dem persönlichen Todeserlebnis herstelle, ist den meisten meiner Diskussionspartner noch ein bisschen ungewohnt und unheimlich. Auf diesen wesentlichen Kern meiner Botschaft muss ich bei den nächsten Interviews und Vorträgen noch stärker hinweisen.

Es ist für mich immer wieder erstaunlich, wie wenig erwachsene Menschen über ihren eigenen Tod und das ewige Leben wissen beziehungsweise wissen wollen. Es sind in der Regel verschwommene Vorstellungen, die man möglichst weit vor sich her schiebt und über die man nach Möglichkeit nicht nachdenkt oder spricht.

Stattdessen stürzen sich die Menschen lieber in das pralle Leben und holen sich, so oft wie irgend möglich, durch Konsumrausch, Kommunikationsstress, Mobilitätswahn und andere fragliche Aktivitäten die trügerische Bestätigung:

„Ja, ich bin dabei, ich bin mittendrin, ich lebe.“

Daher besteht bei den meisten satten Menschen allenfalls die fromme Wunschvorstellung, dass nach dem irdischen Leben alles so weitergehen möge wie bisher. Diese menschliche Kurzsicht ist egoistisch, einfältig und falsch.

Das Leben ist eine Bewährungsprobe für das Sterben. Eine Chance zu zeigen, was man aus den Möglichkeiten, in die man hineingeboren wurde, gemacht hat. Unser Dasein ist viel zu kurz, um es im Rampenlicht zu vergeuden.

Das Interesse am eigenen Todesablauf wäre wichtiger, da das Ewige Leben viel, viel länger dauert als das irdische Leben und jeder einzelne daran teilhaben muss.

In meinem Lebensrückblick sehe ich jetzt ganz deutlich meine Mutter vor mir stehen, wie sie mir damals bei einem netten Gespräch in unserem Garten ihre lebenserfahrene Sicht der Dinge erklärt hat:

„Susej, mein lieber Engel, du musst nur auf deine innere Stimme hören und versuchen der verlängerte Arm des lieben Gottes zu sein. Dann weißt du immer, was zu tun ist.“

Meine Mutter hat ihr ganzes Leben danach gehandelt. Diese selbstlose Einstellung hat mir, meinen Geschwistern und vielen anderen verlassenen Kindern eine Chance zum Leben gegeben und dafür liebe ich sie bis in meinen Tod hinein. Wenn alle Menschen diese innere Kraft und menschliche Größe hätten, gäbe es bestimmt keine Armut und kein Elend auf dieser Welt.

\*

Pünktlich um 9.30 Uhr klopft es an meine Tür und sofort darauf betritt eine elegante Powerfrau um die vierzig mein Büro. Wir begrüßen uns herzlich und nehmen an meinem kleinen Besprechungstisch vor dem Fenster Platz.

Es stellt sich schnell heraus, dass meine Gesprächspartnerin vor kurzem, an jenem interessanten Vortragsabend über Umweltprobleme, ebenfalls als Zuhörerin teilgenommen hat und die Äußerungen meines Vaters sie tief bewegt haben.

Bevor wir mit dem eigentlichen Frage-Antwort-Spiel beginnen, holen wir uns in der Cafeteria im Erdgeschoß der Hochschule eine Tasse frischen Kaffee. Sie genießt diese Universitätsatmosphäre sehr und meint:

„Wissen Sie Frau Dr. Dog, dies alles hier erinnert mich wieder an meine wunderschöne und erlebnisreiche Studentenzeit.“

Sie nippt genießerisch an ihrer Kaffeetasse und lehnt sich entspannt zurück.

„Unsere Leserinnen und Leser,“

beginnt sie das Interview,

„interessiert natürlich sehr stark, wie sie auf ihre Fragestellungen und Erkenntnisse gekommen sind.“

Bei der Beantwortung dieser Frage kann ich weit ausholen:

„Der Ausgangspunkt meiner Neugierde und inneren Unzufriedenheit war nicht nur die Tatsache, dass es neben dem Hunger den Überfluss, neben der Freude das Leid und neben der Gesundheit die Krankheit gibt, sondern vielmehr auch die ungerechte und willkürliche Verteilung derselben, sowie das Vermissen der ordnenden und ausgleichenden Handschrift unseres Schöpfers, sozusagen als ein für jeden sichtbares Zeichen.“

„Es muss einem doch zu denken geben,“

fahre ich fort,

„dass Gotteshäuser genauso wenig von Naturkatastrophen verschont bleiben wie andere Gebäude, dass Geistliche und Fromme nicht gesünder sind oder älter werden als Verbrecher oder dass Helfer bei ihrem aufopferungsvollen Einsatz in den armen Ländern hinterrücks ermordet werden.“

Ja, noch schlimmer, dass selbst in kirchlichen und religiösen Vereinigungen viele als Würdenträger verkleidete Verbrecher sozusagen im Auftrag von oben ihr grausames Unwesen treiben, beziehungsweise getrieben haben.

Mit meinen logischen und kritischen Überlegungen will ich den Menschen zeigen, dass die Ursachen für unser Handeln in erster Linie in gefühlsbedingten Reaktionen und in menschlichem Geltungsbedürfnis zu suchen sind und weniger vom sozialen oder geistigen Status abhängen. Nur so ist es zu erklären, dass es neben den Anständigen und Verantwortungsbewussten in allen Berufsgruppen und Bevölkerungsschichten auch zahlreiche Schmarotzer und Verbrecher gibt.“

„Dr. Dog, bitte versuchen Sie, unseren Lesern mit einfachen Worten die Ergebnisse ihrer langjährigen Forschungsarbeit zusammenzufassen.“

„Es ist natürlich sehr schwer, jahrelange, gedankliche Entwicklungsprozesse in wenigen Sätzen allgemeinverständlich zu erläutern,“

fange ich an und überlege, wie ich am besten den Übergang zu unserem Gewissen herstellen kann.

„Nun, da es diese ausgleichende Gerechtigkeit und Ordnung aber von oben beziehungsweise außen offensichtlich nicht gibt, muss man die Handschrift des Schöpfers in den Dingen und in den Lebewesen selbst suchen.“

„Wie muss man sich das als bibelfester Christ vorstellen?“ will die Reporterin jetzt wissen.

„Nun, sehen Sie,“

erwidere ich ohne auf das plötzliche Klingeln meines Telefons zu reagieren,

„jeder von uns hat ein Gewissen in seinem Innersten fest einprogrammiert, das ihm zeigt, was er tun darf und was nicht.“

Mit diesem Gewissensprogramm im Gehirn definiert die Schöpfung unsere Aufgaben und Lebensregeln.

Das gilt natürlich für die Verhaltensprogramme in allen Tieren ebenso, wie in Pflanzen, Molekülen und Atomen. Und genau diese Schöpfungssoftware, die in jeder Materie und in jedem Körper abgespeichert ist, verhindert das Chaos des Ganzen. Diese Ordnung vernetzt quasi den materiellen Raum, so eine Art Gottes-Code. Für die Fortentwicklung der Schöpfung nutzt diese programmierte Ordnung den Zufall.

Wie bei intelligenten Maschinen, bezeichnet man diese Struktur als programmierte Biohardware. Natürlich kommt bei uns Menschen eine größere Entscheidungsfreiheit im Programmablauf hinzu, als dies zum Beispiel bei Tieren und Pflanzen der Fall ist. “

Meine Gesprächspartnerin fasst zusammen:

„Man muss also den Schöpfer nicht, wie bisher angenommen, im Himmel beziehungsweise im unendlichen Universum suchen, sondern eher im ganz Kleinen, im so genannten Mikrobereich? Gott als ein Programmierer, als eine Art abgespeicherte Information?“

„Ja, natürlich“

erwidere ich,

„da bin ich absolut sicher. Wir Menschen müssen endlich akzeptieren, dass wir nur eine kleine Software-Variante der Schöpfung sind und uns nur entsprechend unserer programmierten Aufgaben bewähren sollen. Denn, alles was es außerhalb unserer realen Lebenswelt noch geben mag, entzieht sich ohnehin unserer beschränkten Vorstellungskraft und bleibt damit reine Spekulation.“

Mein Gegenüber ist sichtlich beeindruckt von dieser nachvollziehbaren Sichtweise und fragt schließlich:

„Wie sehen denn diese Aufgaben ihrer Meinung nach aus?“

„Ganz einfach ausgedrückt,“

antworte ich mit fester Stimme,  
„sollte man die christlichen Zehn Gebote oder die Lehren der anderen Religionen oder die Menschenrechte oder alle anderen, aus dem Gewissen abgeleiteten Verhaltensregeln befolgen und ihnen menschliche Begierlichkeiten bedingungslos und ohne Hintertürchen unterordnen. Dabei kann beten sehr hilfreich sein.“

Die Reporterin ist etwas irritiert. Vielleicht spürt sie, dass wir an einem entscheidenden Punkt angelangt sind. Neugierig stellt sie ihre nächste Frage:

„Frau Dog, können Sie das unseren Lesern an einem konkreten Beispiel verdeutlichen?“

Was soll ich ihr jetzt sagen, es gibt doch so viele Negativbeispiele, wie man sich nicht verhalten soll. Und die allermeisten Vergehen haben etwas mit dem Verstoß gegen das Gebot der Nächstenliebe zu tun.

Ich entschieße mich zu der einfachen Erkenntnis:

„Wer Wohlstand und Reichtum besitzen will, muss andere ausbeuten und betrügen. Diese traurige Binsenweisheit gilt für die Könige und Mächtigen vergangener Tage ebenso, wie für uns Überflussbürger der Gegenwart. Bezahlen müssen diese Gier nach Macht, Geld und Besitz immer die Hilflosen, und zwar mit Hunger, Elend, Not und in der Regel mit ihrem Leben.“

Ich präzisiere mit dem Satz:

„Während man dies früher mit blanker Gewalt, Unterdrückung und Kriegen erreicht hat, genügt dazu heute bereits ein technischer und wirtschaftlicher Vorsprung, um dafür dann aber ungleich mehr Elend und Grauen zu produzieren.“

Damit schein ich ihr nicht nur ein weiteres Stichwort, sondern auch die Möglichkeit des Ausstiegs aus ihrer unangenehmen Betroffenheit geliefert zu haben:

„Zum Schluss noch eine persönliche Frage, Frau Dr. Dog. Was halten Sie als erfolgreiche Wissenschaftlerin vom technischen Fortschritt?“

Endlich kann ich auch mal zu diesem Thema etwas mehr als nur einen Satz sagen:

„Wissen Sie, technischer Fortschritt war ursprünglich der Garant für eine Verbesserung der Lebensbedingungen. Das fing mit dem Feuer an, ging über das Rad bis hin zur Dampfmaschine. Mit zunehmendem Wohlstand wurde Technik jedoch in vielen Bereichen nur noch zu einer Art Spielwiese ganzer Heerscharen von Wissenschaftlern, Forschern und Erfindern, die Überflüssiges für Übersatte entwickeln.

Das Ziel ist längst nicht mehr, lebenswertere Bedingungen zu schaffen, sondern eher die globale Vormacht gegenüber den Armen zu zementieren und auszubauen und so den prallen Wohlstand auch langfristig zu sichern.“

Die Redakteurin bittet mich, das an einem praktischen Beispiel zu verdeutlichen und mir fällt sofort ein topaktuelles Thema ein:

„Nehmen Sie das Internet, das alle Computer weltweit miteinander verbindet. Dadurch wird der blitzschnelle Zugriff auf das gesamte Wissen der Menschheit sowie alle aktuellen Informationen der Politik, Wirtschaft und des täglichen Lebens rund um die Uhr möglich. Dieses gigantische Datennetz ist die unabdingbare Voraussetzung für den globalen Wettbewerb dieses Jahrhunderts.“

Mit dem Hinweis, dass der Datenaustausch und die Kommunikation in der Regel auf Englisch erfolgen, fahre ich fort:

„Die zehn Prozent der Weltbevölkerung, die aber die englische Sprache beherrschen, leben natürlich in den reichen Ländern. Berücksichtigt man außerdem, dass die armen Länder so gut wie keinen Zugang zu diesen Datenautobahnen haben,

wird die Kluft zwischen Arm und Reich, alleine schon durch diesen technischen Fortschritt in der Informationstechnik, weiter extrem zunehmen. Hinzu kommt noch, dass man die wenigen Spezialisten in den ärmeren Ländern mit lukrativen Angeboten, den so genannten ‚green cards‘ weglockt.“

Meine Gesprächspartnerin hat ihren Notizzettel voll geschrieben und bedankt sich bei mir für das Gespräch. Bevor sie sich verabschiedet, stellt sie mir noch ein paar Fragen zu meinem Herkunftsland im fernen Asien sowie meinem beruflichen und privaten Werdegang, damit sie mich ihren Lesern auch als Person näher bringen kann.

\*

Es ist gleich Mittag und ich habe noch eine Menge zu erledigen. Zunächst greife ich zum Telefon und rufe meine Mutter an, um sie zu fragen, ob ich ihr bei der Hausarbeit helfen kann oder Besorgungen machen soll.

„Nicht unbedingt, Susej,“

sagt sie,

„aber du könntest heute Nachmittag mit *Christina* und *Celine* zum Friseur gehen. Das dauert bestimmt nicht lange, denn es müssen nur ihre Ponys geschnitten werden, damit die beiden wieder aus den Augen schauen können. Der Termin im Haarstudio ist bereits fest ausgemacht.“

Ich sage zu und verabschiede mich bis zum Mittagessen. Celine ist unser Nesthäkchen und Sonnenschein. Sie kommt aus demselben Land in Asien wie ich.





*Meine Schwester Celine,  
geboren in Saigon, Vietnam*

Ihre Adoption war der Grund dafür, dass meine Mutter damals nach Vietnam kam und durch Zufall auf mich und mein Schicksal aufmerksam wurde.

Celine ist meine jüngste Schwester und ein hübsches und pfiffiges junges Fräulein geworden, das besonders von meinem Vater sehr verwöhnt wird. Beide haben auch noch am selben Tag Geburtstag; wenn das nicht verbindet.

Meine Schwester Christina ist ebenfalls einige Jahre jünger als ich. Sie wurde in Paraguay geboren und hatte in diesem bettelarmen Land in Südamerika keinen Menschen, der ihr eine Chance und damit eine Zukunft gegeben hätte. Ihr natürliches Schicksal, nämlich der Tod durch Krankheit oder Verhungern, blieb ihr Gott sei Dank erspart, da sie als kleines, verlassenes Indiobaby von meinen Eltern adoptiert wurde.

Gemessen an dem ungeheuren Ausmaß an Elend auf der Welt, war auch diese Adoption allenfalls ein Tropfen auf den heißen Stein. Christina hat ihre Chance genutzt und sich zu einer prächtigen Person entwickelt, die ihr südamerikanisches Temperament nur schwer verbergen kann.

Beide Mädchen haben lange schwarze Haare, die meistens zu einem Zopf oder zwei Schwänzchen geflochten werden.

Es ist schön, jüngere Geschwister zu haben, denke ich, als das Telefon klingelt. Am anderen Ende der Leitung ist mein Vater. Er scheint etwas auf dem Herzen zu haben:

„Hallo, Susej, störe ich?“

Ich verneine und frage ihn nach dem Grund seines Anrufs.



*Meine Schwester Christina,  
geboren in Fernando de la Mora, Paraguay*

Mein Vater holt tief Luft und sagt:

„Du weißt doch, dass ich für nächste Woche als Speaker und Chairman auf einer Konferenz in Australien zugesagt habe. Leider hat mich zur selben Zeit ein Seniorenstift hier in der Stadt gebeten, etwas über den Tod und das Ewige Leben aus der Sicht eines Naturwissenschaftlers vorzutragen und mit den alten Menschen darüber zu diskutieren.“

„Ich möchte diese Veranstaltung nur ungern absagen,“ fährt er fort,

„und ich dachte mir, du könntest vielleicht diesen Termin im Seniorenheim für mich wahrnehmen.“

Ich überlege eine Weile und sage schließlich zu. Wer weiß, welche neuen Erkenntnisse ein solches Gespräch mit älteren Menschen umgekehrt auch mir und meinen Vorstellungen bringt. Zumal diese Senioren dem Tod näher stehen als junge Menschen.

Mein Vater ist sichtlich erleichtert und wir verabschieden uns auf später zu Hause. Danach muss ich dringend ein Gespräch mit einem Buchverlag führen, um endlich einen Verleger für die Veröffentlichung meines Werkes zu finden.

Ich habe vor kurzem bereits das erste Kapitel und ein knappe Zusammenfassung an den City-Verlag zur Begutachtung geschickt. Daraufhin habe ich einen Stapel an Formularen zum Ausfüllen zurückgeschickt bekommen, die sich hauptsächlich mit den Marktchancen einer solchen Arbeit beschäftigen.

In der Rubrik Konkurrenzwerke habe ich bewusst etwas übertrieben und die Glaubensschriften sämtlicher Religionsgemeinschaften, Bücher über Nahtoderlebnisse und das Leben nach dem Tod sowie Schriften über den Kapitalismus, Entwicklungshilfe und Umweltschutz eingetragen.

Die Fragen zum Punkt Interessentenkreis waren dann schon leichter für mich zu beantworten, denn meine Botschaft geht

jeden einzelnen etwas an. Um den Leserkreis etwas einzugrenzen, schrieb ich beim Ausfüllen auf den Vordruck:

„Erstens alle, die sich manchmal fragen, warum unser Schöpfer Elend und Not in der Welt zulässt, anstatt das Grauen endlich zu beseitigen und warum all unser Beten für die Armen, Kranken und Gewaltopfer nichts bewirkt?“

„Zweitens alle, die sich darüber wundern, dass auch Gotteshäuser und Tempel von Naturkatastrophen nicht verschont bleiben und warum Würdenträger und Geistliche nicht älter werden als Verbrecher und Mörder.“

„Drittens alle, die sich dafür interessieren, dass der Kapitalismus die Länder der Dritten Welt gnadenlos ausbeutet und dass alle drei Sekunden ein unschuldiges Kind auf unserer Erde an Hunger sterben muss.“

„Viertens alle, die gerne wissen möchten, warum die so genannten Stellvertreter Gottes dem Schöpfer nicht näher sind als ein Bettler auf der Straße und warum kein Mensch einem anderen dessen Sünden vergeben kann.“

„Und schließlich alle Bibelmüden Christen, welche die Frage nicht loslässt, gibt es eine Seelenwanderung in den Himmel und wo soll der überhaupt sein? Wie und wo erfährt man als Sterbender seinen eigenen Tod und das Ewige Leben?“

Völlig schwierig empfand ich die Beantwortung der Frage nach dem Umfang und Preis meines Werkes.

Obwohl ich schon viele Kapitel geschrieben habe, konnte ich nur eine ungefähre Angabe zur Seitenzahl machen. Schließlich hängt der Umfang eines druckfertigen Manuskripts entscheidend von der Schriftgröße und dem Seitenumbruch ab.

Als Preisangabe schrieb ich deshalb nur den Hinweis hin, dass der Ladenpreis nach Möglichkeit nur knapp über den Kopierkosten liegen soll, damit das Buch für jeden erschwinglich ist.

Es gab insgesamt mehrere Seiten solcher Marktanalysen und ich fragte mich bei deren Beantwortung, was wohl schwieriger sei, das Schreiben eines Buches oder es an den Verlag und Leser zu bringen?

Vielleicht sollte ich aus diesen und anderen Gründen auch mal darüber nachdenken, mein Buch im Selbstverlag erscheinen zu lassen. Eine internationale Buchnummer, die so genannte ISBN-Nummer, zu bekommen, ist auch für Privatpersonen gegen eine geringe Gebühr problemlos möglich.

Das hätte für mich automatisch noch den großen Vorteil, dass sämtliche Rechte zur weiteren Verwertung mir, als Autorin und Verlegerin, vorbehalten blieben. In diesem Zusammenhang habe ich schon mehrmals an die Rechte zur Verfilmung meines Buches gedacht, denn ich möchte, dass meine Botschaft auch die Menschen erreicht, die nicht lesen und schreiben können.

Eine freundliche Frauenstimme holt mich aus diesen, in die Zukunft gerichteten Überlegungen zurück:

„City-Verlag, guten Tag, was kann ich für Sie tun?“

„Guten Tag,“

wünsche ich zurück,

„hier spricht Susej Dog, könnte ich bitte den verantwortlichen Lektoratsleiter sprechen?“

Die sympathische Dame am anderen Ende antwortet:

„Moment, ich verbinde Sie.“

Nach ein paar Takten entspannender Musik im Ohr habe ich auch schon den richtigen Gesprächspartner am Apparat. Er entschuldigt sich für die kurze Verzögerung und kommt sogleich auf den Punkt.

„Frau Dr. Dog, ich habe ihr erstes Kapitel mit Interesse gelesen und muss sagen, dass ich ihre Arbeit vom Thema her sehr interessant finde und deshalb liebend gerne in unser breit ge-

fächertes Verlagsprogramm aufnehmen möchte. Allerdings wären da noch einige redaktionelle Punkte zum Inhalt und zum Autorenvertrag zu klären, für die ich ihnen unseren Lektor, Herrn Bach, zur Seite stellen möchte.“

Das ist ein voller Erfolg für meine Arbeit, schießt es mir durch den Kopf. Nachdem wir uns so überraschend schnell geeinigt haben, bedanke ich mich bei meinem Gesprächspartner für die Bereitschaft, mein Buch zu veröffentlichen und lasse mir noch die Telefonnummer meines zuständigen Lektors geben.

Ein Blick auf die Uhr sagt mir, dass ich mich jetzt aber mächtig beeilen muss, damit ich nicht zu spät nach Hause komme. Und wie es ein glücklicher Zufall will, kommt heute mal sofort die richtige Straßenbahnlinie an die Haltestelle vor der Universität gefahren.

\*

Beim Mittagessen sind heute nur meine jüngeren Geschwister anwesend und haben sich bereits an unserem großen Esstisch breitgemacht. Zur Überraschung des Tages hat mein Vater ein chinesisches Wokgericht zubereitet, um mir eine Freude zu machen und sich für meine Hilfsbereitschaft in der Sache mit dem Seniorenheim zu bedanken.

Obwohl ich in der kurzen Zeit, die ich als kleines Mädchen in Vietnam verbringen musste, niemals eine vernünftige Mahlzeit bekommen habe, ist dieses asiatische Gericht meines Vaters doch symbolisch ein Stück aus der alten Heimat für mich geworden.

Nachdem die Wokpfanne und der Reistopf leer gegessen sind und der Tisch abgeräumt ist, gehe ich mit meinen beiden kleinen Schwestern zum Friseur. Die ganze Prozedur dauert nur

knapp eine Stunde, so dass ich die Mädchen anschließend mit in mein Büro nehme, um noch ein wenig an meinem Buchmanuskript zu arbeiten.

Eigentlich bin ich schon sehr weit gekommen, was die Erkenntnisse und Querverbindungen der vier elementaren Lebenssäulen betrifft, nämlich Schöpfung, Wohlstand, Elend und Tod.

Etwas Erklärungsbedarf besteht für mich noch in der Dimension der Zeit, um den Begriff der Ewigkeit zu entschlüsseln und für jeden Menschen vorstellbar zu machen. Wie man weiß, empfindet ein Baby oder Kleinkind eine bestimmte Zeitspanne wesentlich länger als ein älterer Mensch.

Und überhaupt, was heißt es denn, Zeiträume empfinden. Warum kommt einem kleinen Kind ein einziger Tag wie eine kleine Ewigkeit vor, wenn er für Erwachsene wie im Fluge vergeht? Liegt es daran, dass dieser eine Tag, bezogen auf das Lebensalter des Kindes schwerer wiegt als bei älteren Menschen?

Aber auch ein alter, einsamer Senior, ein todkranker Patient oder ein Mensch in einer Ausnahmesituation können einen kurzen Zeitraum als sehr, sehr lange empfinden.

Das bedeutet, dass das Zeitempfinden zum einen vom Alter und zum anderen von der momentanen Lebenssituation abhängt. Und dabei gilt, je wohler wir uns fühlen, desto intensiver wird jede Zeiteinheit erlebt.

Der Grund liegt wohl darin, dass sich unser Kopf im Glückszustand weniger von den Sinnesorganen ablenken und blockieren lässt und deshalb können vom Gehirn wesentlich mehr Informationen pro Zeiteinheit verarbeitet werden als im alltäglichen Normalzustand.



Bei intelligenten Maschinensteuerungen spricht man in diesem Zusammenhang von Warteschleifen und Verzögerungszeiten, die für die Prozessorhardware ungenutzt vergehen, bis die entsprechende Sensorinformation eintrifft und der Programmablauf einen Schritt weiterkommt.

Beim Eintritt des klinischen Todes trennt sich das Gehirn von den Sinnesorganen und kann deshalb mit einhundert Prozent Datendurchsatz arbeiten. Dieser körperlose Zustand tritt aber nicht nur nach dem Herzstillstand ein, sondern näherungsweise auch bei einem ruhigen und erholsamen Schlaf.

Nur so ist es zu erklären, dass ein reales Erlebnis des Tages von Stunden, beim Träumen in nur wenigen Bruchteilen einer Sekunde im Kopf nachempfunden und erlebt wird. Aufgrund dieser Tatsachen muss man den Traum als einen realistischen Hinweis auf den Todesablauf betrachten.

Während die Gehirntätigkeit eines Schlafenden neben der Traumdarstellung auch noch mit lebenserhaltenden Steuerfunktionen verbunden ist, steht bei einem Sterbenden nach Eintreten des klinischen Todes die volle Arbeitskapazität des Gehirns für eine Animation und Auswertung der gespeicherten Lebensinformationen und Bilder zur Verfügung.

Zwischen dem Zusammenbruch der Blutversorgung, dem so genannten klinischen Tod, und dem Absterben der Gehirnzellen, dem so genannten biologischen Tod, liegt nach Auskunft meines Bruders Christopher eine Zeitspanne von ungefähr vier Minuten oder zweihundertvierzig Sekunden.

In dieser, für irdische Maßstäbe sehr kurzen Zeit, kann unser vom Körper und Willen befreites biologisches Computergehirn allerdings unvorstellbare Datenmengen bewältigen.

Setzt man für den Schnelldurchlauf der gesamten Lebenserinnerungen den Bruchteil einer Sekunde an, empfindet der Sterbende die restliche Laufzeit zwangsläufig als eine Ewigkeit. Nach diesen Abläufen ist das Leben endgültig zu Ende, egal in welcher Dimension man die Zeit misst. Der Betreffende ist hardwaremäßig defekt und softwaremäßig gelöscht. Der Verstorbene existiert allenfalls noch als Information in der Erinnerung seiner Hinterbliebenen, also noch lebender Gehirne oder materiell über seine Hinterlassenschaften. Das gilt für alle Menschen und alle Tiere gleichermaßen.

Und so wie das ganze irdische Leben letztendlich nur im Kopf empfunden wurde und stattgefunden hat, läuft das jenseitige Todesprogramm ebenfalls ausschließlich im Kopf des Sterbenden ab. Da es kaum Unterschiede in der Hardware von Lebewesen gibt, sind sämtliche biologischen Wesen nichts anderes als von der Schöpfung vorprogrammierte, intelligente Roboter aus Fleisch und Blut.

Die individuellen Merkmale eines Geschöpfes sind als Grundsoftware im Gehirn fest abgespeichert. Zu dieser Urdatei kommen die Daten und Fakten des Lebensablaufs hinzu.

Damit lassen sich alle Fragen nach dem Woher und Wohin in menschlich überschaubarer, logisch nachvollziehbarer und in wahrscheinlicher Weise beantworten:

„So wie ein biologisches Lebewesen mit der Zeugung als geordnetes Chaos vieler Atome zufällig entstanden ist, versinkt es am Ende wieder im Chaos. Punkt. Schluss. Aus.“

\*

Ich überlege schon den ganzen Tag, wie ich meine Überlegungen zum Ablauf des Todes den alten Menschen am heuti-

gen Abend im Seniorenheim am besten verständlich machen könnte, ohne sie zu verunsichern oder gar zu erschrecken.

Im Prinzip bestätigen meine Erkenntnisse die Kernaussagen der christlichen Glaubenslehren und befreien diese lediglich von ihren märchenhaften, himmlischen und paradiesischen Verpackungen, die sich im Laufe der Jahrhunderte aus vielerlei Gründen angesammelt haben.

Nicht etwa, dass ich etwas gegen Märchen habe, denke ich in mich hinein. Nein, im Gegenteil, sie sind für die seelische Entwicklung von Kindern ganz besonders wichtig, damit sie spielend und geschützt heranwachsen können.

Für erwachsene Menschen hingegen sind Märchen nicht zu gebrauchen, da diese Wunschvorstellungen mit der Realität des Lebens und des Sterbens überhaupt nichts gemeinsam haben und deshalb beim ehrlichen Nachdenken und Hinterfragen nicht weiterhelfen, sondern lediglich verschleiern.

Doch, was heißt schon erwachsen zu sein? Sagt man nicht, die alten Menschen werden wieder wie die Kinder? Darf ich ihnen ihre heile Märchenwelt, sofern vorhanden, zerstören?

Ich glaube ja, denn sie kennen das wirkliche Leben mit all seinen Ungerechtigkeiten am besten und sie stehen dem Tode am nächsten.

Vielleicht hilft ihnen gerade deshalb ein bisschen Wahrheit mehr als kindliche Märchen und Lügen? Mit diesen Gedanken mache ich mich daran, mir ein paar Stichpunkte für meinen Vortrag am Abend zu überlegen und aufzuschreiben.

Als ich gegen halb acht an der Pforte vorbeigehe, ist mir schon etwas mulmig, denn der vor mir liegende Vortragssaal des Seniorenheims ist brechend voll. Die anwesenden Zuhörer sind zunächst etwas überrascht, als der Heimleiter und Organisator anstelle meines Vaters mich als Vortragende vorstellt.

Nachdem er die Anwesenden kurz in die Veranstaltung eingeführt hat, gibt er auch gleich das Wort an mich weiter. Ich bedanke mich für seine einleitenden Worte und erzähle den Seniorinnen und Senioren etwas mehr zu meinem Werdegang und wie ich dazu gekommen bin, mich mit diesem Thema näher zu beschäftigen.

Bevor ich mit meinem eigentlichen Vortrag beginne, erkundige ich mich vorsichtshalber bei meinen Zuhörern, ob ich meine Erkenntnisse offen und frei äußern soll. Ich bin überrascht, mit welcher Bestimmtheit sie meine Ansichten über den Todesablauf und das Ewige Leben wissen wollen.

Ein älterer Herr meint stellvertretend für all die anderen Seniorinnen und Senioren im Saal:

„Sehen Sie, junge Frau, wenn man, wie wir, so kurz vor der entscheidenden Reise seines Lebens steht, möchte man doch endlich wissen, wohin die Reise geht.“

Damit hat dieser sympathische Mensch das Eis gebrochen und das heimliche Tabu zu diesem Thema aufgehoben.

Ich bleibe deshalb auch bei seinem Vergleich und erkläre meinen Zuhörern, dass es eine Reisereservierung in ein himmlisches Paradies für alle Reichen und Satten aus vielerlei Gründen überhaupt nicht geben kann.

Und schließlich werde ich etwas präziser:

„Zum einen, meine Damen und Herren, wäre da die Frage, wo soll diese Gotteseinrichtung denn räumlich sein und in welcher Form komme ich dahin? Der Versuch einer Erklärung führt automatisch in den Bereich der Märchen, denn wie soll ich mir meinen Geist und meine Seele in einer himmlischen Welt konkret vorstellen? Und wie gelange ich dorthin, wo ich doch gar nicht weiß, wo es ist?“

„Der Ablauf des Todes und des Ewigen Lebens,“  
sage ich in die Stille hinein,

„wird Ihnen gewiss sein und genauso real empfunden, wie das irdische Leben selbst, das sie gelebt haben. Nur eben nicht im Himmel, sondern in uns selbst. Doch dazu später mehr.“

„Zum anderen, verehrte Anwesende,“

fahre ich dann fort,

„gibt es bei den Jahrtausende alten Glaubensüberlieferungen das unlösbare Problem, welcher geistige oder körperliche Zustand eines Menschen käme denn überhaupt in den Himmel. Der als junger Mensch oder der als Senior? Und was passiert mit all den Menschen, die zum Beispiel bei einem Unfall zum Krüppel geworden sind, oder diejenigen, die ihren Glauben gewechselt haben oder andere, die ihr Geschlecht umwandeln ließen oder gar die, die im Laufe ihres Lebens geisteskrank wurden und so weiter und so fort?“

Sie haben sicher gemerkt, meine Damen und Herren, dass es im realen Leben unendlich viele Möglichkeiten und Fragezeichen gibt, die sich mit dem Märchen vom himmlischen Paradies nicht beantworten lassen.“

In die Stille hinein ergänze ich:

„Einen weiteren wichtigen Aspekt möchte ich noch hinzufügen, nämlich, was passiert mit ungetauften Menschen, Andersgläubigen, Heiden, Aussätzigen, geistig Behinderten oder mit sterbenden Tieren? Kommen diese, von unserer christlichen Norm abweichenden Lebewesen etwa generell nicht in den wohlverdienten Himmel?“

Das ganze Durcheinander,“

fasse ich erstmal das bisher Gesagte zusammen,

„wäre kein Paradies, sondern eher ein himmlische Chaos ohne jeglichen Sinn und System. Insbesondere wenn man bedenkt, was da im Laufe von Millionen und Milliarden Jahren an sündigen Seelen zusammengekommen ist.“

Wollen Sie etwa in einen solchen Himmel?“

frage ich nach und sehe überall nur Kopfschütteln.

Mit dieser eindeutigen Zustimmung habe ich nicht gerechnet. Um so besser, denke ich, dann kann ich jetzt zu meiner eigentlichen Botschaft übergehen und sage:

„Warum orientieren wir uns deshalb nicht einfach an den Realitäten und Gegebenheiten unserer wahrnehmbaren, irdischen Welt, in die wir ohne unser zutun hineingeboren wurden und die wir im Tod wieder verlassen müssen?“

Verständnisvolles Nicken macht die Runde.

„Leben und sterben bilden eine in sich geschlossene Einheit und sind deshalb nicht voneinander zu trennen. Beide Vorgänge spielen sich letztendlich nur in unserem Kopf ab, wobei das Leben körper- und willensbezogen und das Sterben körper- und willenlos abläuft.“

Ich erkläre meinen Zuhörern weiter, dass es auch für mich ohne jeglichen Zweifel einen Schöpfer gibt. Seine Größe und Absichten können wir aber weder verstehen noch erahnen. Wir müssen unseren Blick auf ein kleines Fenster, einen kleinen Ausschnitt der Schöpfungswahrheit beschränken. Erneutes Kopfnicken ermutigt mich weiterzufahren:

„Nun, meine Damen und Herren, das kleine Stückchen, welches wir von unserem Schöpfer überhaupt nur erfahren und fühlen können, wohnt in uns, in jedem seiner Geschöpfe.“

Ich verweise dabei auf unsere Seele und unser Gewissen, in welche die Handschrift des Schöpfers fest einprogrammiert ist und zwar für jeden klar erkennbar. Und weiter:

„Wenn wir, verehrte Zuhörer, auf diese unsere innere Stimme hören, dann spüren wir die Nähe und den Willen unseres Schöpfers. Das Gebet ist dabei der Schlüssel zu den Geboten in unserer Seele.

Sie sehen, meine Damen und Herren, dass meine Erkenntnisse in keiner Weise ihren persönlichen Glaubensvorstellungen wi-

dersprechen. Es sind ja auch nicht die elementaren Glaubensregeln, die falsch sind, sondern vielmehr nur die vielen scheinheiligen Propheten, die sie verkünden, zu ihren Gunsten ausschmücken und davon gut leben.

Ich versichere Ihnen, dass die ärmste Kreatur auf Erden, dem lieben Gott genauso nahe steht wie der höchste religiöse oder weltliche Würdenträger.“

Auch diese Aussage findet allgemeine Zustimmung, so dass ich den nächsten Schritt vortrage:

„Wenn aber der Schöpfer, aus welchen Gründen auch immer, nicht von außen in das Weltgeschehen eingreift, dann kann oder will er nur durch seine Geschöpfe wirken. Und deshalb müssen wir uns als seine Helfer begreifen und seine Gebote befolgen, indem wir auf unser Gewissen hören.

Meine Damen und Herren, daraus erwächst aber für den Einzelnen ein hohes Maß an Verantwortung, denn man muss für sein Tun und Handeln, für seine Fehler und Sünden am Ende des Lebens Rechenschaft ablegen. Eine Vergebung durch einen Dritten gibt es nicht, da alle Geschöpfe denselben Stellenwert besitzen.“

Eine ältere Dame erhebt sich spontan und stellt mir eine Zwischenfrage:

„Nun, Fräulein Doktor, wenn mein Pastor dem lieben Gott nicht näher steht als ich und er mir meine Sünden nicht vergeben kann, wie komme ich denn dann mit mir und meiner Seele ins Reine?“

„So wie bisher auch,“

antworte ich und ergänze,

„indem Sie ihre Fehler und Versäumnisse bereuen, sie wieder gutmachen, aus ihnen lernen und sie in Zukunft vermeiden. Sie sehen, dass ein Dritter dabei eher hinderlich ist, da er ih-

nen allenfalls eine trügerische Sicherheit vermittelt, die aber einer wirklichen Reue und Abhilfe eher im Wege steht.“

Ich erkenne an den vielen hin- und herwiegenden Köpfen ein allgemeines Abwägen des Gesagten und das zeigt mir wiederum klar, dass meine Zuhörer an dieser Vergebungspraxis der Kirchen schon immer leichte Zweifel hatten.

Die Dame will jetzt mehr zu diesem wichtigen Punkt wissen und stellt eine weitere Frage:

„Es gibt doch aber auch schlimme Verbrechen, wie zum Beispiel einen Mord, den man gar nicht wieder gut machen kann. Wie wird man denn dafür bestraft? Ich nehme doch an, dass Sie uns das Märchen vom Fegefeuer ebenfalls realistischer erklären können?“

Ganz schön clever denke ich und antworte:

„Das komplette Leben mit all seinen guten und schlechten Erlebnissen und Taten ist einzig und allein im Kopf eines jeden Menschen abgespeichert. Eine Verarbeitung und Bewertung auf dem Weg zum Ewigen Leben kann sich deshalb auch nur im Gehirn eines Sterbenden abspielen.

Sie müssen sich den Todesablauf wie einen ewigen Traum vorstellen, in dem Sie zunächst ihr ganzes Leben Schritt für Schritt nochmals als geistige Wiedergeburt durchleben und verarbeiten müssen. Während dieses Lebensfilms erscheinen Ihnen schreckliche und verletzende Erlebnisse mit einem gewissen Abstand und Fehler beziehungsweise Verbrechen werden schmerzlich und intensiv erfahren. Eine Art gefühlsmäßiger Rollentausch mit dem Zwang zur Reue.“

Um meinen Zuhörern eine Vorstellung von dieser ausgleichenden Gerechtigkeit geben zu können, wähle ich folgendes Beispiel:

„Nun, meine Damen und Herren, überlegen wir uns mal andersherum, welche Alternative zum Beispiel ein Massenmör-



der hätte, um seinem Alptraum im Tode, also seiner gerechten Bestrafung durch die Schöpfung, zu entgehen?“

Ich lasse die Frage einige Zeit im Raum stehen, ehe ich meinen Zuhörern antworte:

„Die einzige Möglichkeit, die ich sehe, wäre eine blitzschnelle Zerstörung seines Gehirns, zum Beispiel mit einem gewaltigen Sprengsatz in seinem Kopf.“

Ein spürbares Schaudern geht bei dieser Vorstellung durch die Reihen im Saal.

Ein älterer Herr scheint jetzt mehr über die Ewigkeit wissen zu wollen und stellt mir die Frage:

„Dass diese persönliche Rückblende für jeden unterschiedlich, entweder als schöner Glückstraum oder als Alptraum oder irgend eine Variante dazwischen, ausfallen wird, entspricht ja der bildhaften Vorstellung von Himmel und Hölle. Ihrer logischen und zeitgemäßen Darstellung, Frau Dog, möchte ich mich voll und ganz anschließen. Nur, wie kann ich mir das Ewige Leben im Anschluss an die Auferstehung beziehungsweise Wiedergeburt vorstellen?“

Ich räuspere mich, um etwas Zeit zu gewinnen. Wie soll ich die Antwort formulieren, damit mich alle Anwesenden auch verstehen? Ich versuche es mit folgendem Vergleich:

„Die Zeit ist eine relative Größe, denn sie wird je nach Umstand und Geschöpf sehr unterschiedlich empfunden. Nehmen sie eine Eintagsfliege, deren ganzes Leben sich für uns an einem einzigen Tage abspielt und für die unser Menschenleben wie eine Ewigkeit wäre.

Aber auch jeder von uns erlebt eine bestimmte Zeitspanne nicht immer gleich lang. Am schnellsten laufen in uns die Empfindungen ab, wenn wir in der Nacht träumen. Ein träumerischer Mensch erfährt Situationen und Szenen in ihrer Originalzeit, die Wochen und Monate betragen kann, obwohl für

einen daneben sitzenden, wachen Menschen nur Bruchteile einer Sekunde vergangen sind.

Wir haben für ein und dasselbe Erlebnis also ein vollkommen unterschiedliches Zeitempfinden, je nachdem ob wir wach sind oder schlafen und träumen. Betrachtet man den Traum als eine Vorstufe des Todesablaufs, so können wenige Minuten zu einer Ewigkeit werden.

Denn meine Damen und Herren, mit dem Ausfall der kompletten Körperfunktionen, tritt der klinische Tod des Verstorbenen ein und sein Gehirn kann mit voller Leistung arbeiten. Dabei bleiben dem Gehirn ungefähr vier Minuten Zeit und zwar für die Wiedergeburt im Lebensrückblick sowie das Ewige Leben in seiner unvorstellbaren Wärme und Geborgenheit.“

Man hätte eine Stecknadel fallen gehört, so ruhig ist es im Vortragssaal geworden. Ich bin gespannt, wie die Reaktionen meiner Zuhörer auf diese Aussage ausfallen. Nach einer ganzen Weile meldet sich eine betagte Dame im Rollstuhl zu Wort:

„Wissen Sie, Fräulein Dog, ich glaube Sie haben Recht. Sie sprechen mir aus der Seele. Ich erlebte es schon häufig, dass sich in Träumen mein ganzes Leben abspielte und ich frage mich insgeheim, warum sollte es beim Sterben nicht genauso sein? Ich danke Ihnen für ihre einfache und plausible Erklärung.“

Ich freue mich über diese Zustimmung und fahre fort, dass die vielen bekannten Nahtoderlebnisse von Menschen unterschiedlicher Herkunft, Generationen und Länder diesen Ablauf ebenfalls bestätigen würden.

Allerdings seien diese Menschen vor dem Eintritt in das Ewige Leben wieder in das irdische Leben zurückgekehrt, so dass es über den letzten Todesabschnitt, den Ablauf des Ewigen Lebens, keine gesicherten Berichte gibt.

Fest steht nur, dass sich diese Nahtoderlebnisse in den Köpfen der Betreffenden abgespielt haben und sich zwangsläufig der anschließende geistige Lebensrest ebenfalls im Gehirn abspielen müsse. Ich sage weiter:

„Und genau deshalb kommen wir hier an einen Punkt, meine Damen und Herren, wo die nachvollziehbare Wahrheit endet. Mit dem Ende des Lebensfilms beginnt für den Verstorbenen das Ewige Leben, das ich mir als ein besonders strahlendes, warmes und inniges Glücksgefühl vorstelle. Das gilt für alle Lebewesen gleichermaßen, also auch für die Tiere.“

Inzwischen hat den Veranstaltungsleiter meine einfache Theorie gepackt und er ergänzt meine Ausführungen mit der hocherfreuten Bemerkung:

„Ich bin Tierliebhaber, Frau Dr. Dog, und konnte mich noch nie mit der Vorstellung abfinden, dass bei meinen Tieren der Tod ein jähes Ende bedeuten soll. Ihre Erkenntnisse haben mich voll überzeugt und geben mir genau das, wonach ich immer gesucht habe. Ich bin froh, endlich zu wissen, dass ein Tier nicht nur träumen kann, sondern auch am Ewigen Leben teilhaben darf.“

Ein kleiner Tumult in einer der hinteren Reihen, zieht plötzlich alle Blicke auf sich. Mehrere Senioren winken und rufen nach dem Heimleiter. Dieser springt neben mir auf und eilt zu der Gruppe, um gleich darauf mit einem in sich zusammengesunkenen Senior im Rollstuhl, den Saal zu verlassen. Als er nach zehn Minuten noch nicht zurück kommt, schlage ich den Anwesenden vor, die Diskussionsrunde weiter zu führen.

Die nächste Wortmeldung kommt von einer Seniorin aus der zweiten Reihe links, sie meint:

„Ich habe viele Jahre in einem Heim für Behinderte gearbeitet und mich immer gefragt, ob diese Menschen für ihre Benach-

teiligung im irdischen Leben, wenigstens im Ewigen Leben entschädigt werden?“

Diese Frage bietet mir Gelegenheit, zu den am stärksten benachteiligten Armen in der Dritten Welt überzugehen und ich erkläre:

„Gerade diejenigen, die an Hunger und Entbehrung sterben müssen, werden einen wunderbaren Todesablauf haben, da sie sich nichts haben zuschulden kommen lassen. Durch ihren kurzen und leidvollen Lebensrückblick wird ihr ewiges Glücksgefühl deutlich verstärkt und verlängert.“

Überall sehe ich zufriedenes Nicken, so dass ich meine Ausführungen mit den Worten zusammenfasse:

„Wenn nun die Wohlhabenden und Satten den Hungernden und Elenden helfen und ihnen ein lebenswertes Dasein auf Erden ermöglichen würden, wäre beiden Seiten geholfen und das viel beschworene Paradies diesseits und jenseits allen gewiss.“

Im gebückten Schleichgang ist inzwischen auch der Heimleiter wieder an seinen Platz zurückgekehrt. Als es keine weiteren Diskussionsbeiträge mehr gibt, geht er ans Mikrofon:

„Liebe Frau Dog, im Namen aller Anwesenden möchte ich mich recht herzlich bei Ihnen für ihre interessanten Ausführungen bedanken. Es tut mir leid, dass unsere Runde vorhin kurz unterbrochen wurde. Aber unser Mitbewohner aus dem dritten Stockwerk hatte einen Herzanfall erlitten und musste mit dem Rettungswagen ins städtische Krankenhaus gebracht werden. Herr Izan ist schon weit über achtzig Jahre alt und gilt im Seniorenstift eher als ein Außenseiter.“

Eine ebenfalls betagte Seniorin fügt noch leise und geheimnisvoll hinzu:

„Dieser Mann hat eine dunkle Vergangenheit. Meines Wissens gehörte er einem Lagerkommando während der Schreckensherrschaft des Nationalsozialismus an. Bestimmt haben ihm

die Aussichten auf seinen bevorstehenden Alptraum so schwer zu schaffen gemacht, dass er diesen Anfall bekam.“

Nachdem sich keiner mehr zu Wort meldet, bedanken sich die Seniorinnen und Senioren mit einem langen Beifall für mein Kommen und meinen Vortrag.

Der Heimleiter lädt anschließend alle Anwesenden zu Kaffee und Kuchen ein und in vielen Einzelgesprächen darf ich erfahren, dass die alten Menschen hoch erfreut sind, endlich etwas Handfestes über ihren bevorstehenden Tod in den Händen zu halten. Und ich bestätige den alten Menschen ausdrücklich die Lebensweisheit:

„Wer sein Leben anständig gelebt hat, der braucht den Tod nicht zu fürchten, sondern kann sich auf ein Ewiges Leben in Licht, Wärme und Geborgenheit freuen.“

\*

Heute hat meine Schwester *Nicoletta* Geburtstag. Sie kam als Baby aus einer kinderreichen, bettelarmen Familie in Rumänien zu uns, weil diese einfach keinen Platz mehr für einen weiteren Esser hatte. Hinzu kam, dass der Erzeuger gewalttätig und verantwortungslos gegenüber seiner Frau und seinen Kindern war.

Ihre ersten Tritte bekam Nicoletta bereits im Mutterleib und um ihr das Schicksal ihrer schwachsinnigen und verwahrlosten Geschwister zu ersparen, haben meine Eltern sie adoptiert, kurz nachdem wir unsere kleine Elena am plötzlichen Kindstod verloren hatten.



*Meine Schwester Nicoletta,  
geboren in Hermannstadt, Rumänien*

Trotz ihrer extrem schlechten Startbedingungen, haben es meine Eltern mit viel Geduld und Konsequenz geschafft, dass Nicoletta den Hauptschulabschluss erlangt hat und eine Lehre als Bürokauffrau absolvieren konnte. Sie wollte schon als kleines Kind immer die Sekretärin meines Vaters sein.

Bevor jedoch Nicolettas Geburtstagsfeier am Nachmittag stattfindet, habe ich noch einen Termin bei meinem Lektor, Herrn Bach, in der Innenstadt. Als ich an seiner Bürotür anklopfe, öffnet mir ein hagerer Mann um die dreißig, der nicht besonders glücklich aussieht und einen sehr strengen Eindruck auf mich macht.

Er bittet mich höflich herein und wir nehmen an einem ovalen Besprechungstisch am Fenster Platz. Vor ihm liegen meine ausgefüllten Fragebögen, in die er mit einem roten Stift viele Randnotizen eingetragen hat. Auch meine Leseprobe scheint er intensiv studiert zu haben.

„Frau Dr. Dog, ehe wir zum Inhalt ihres Buches kommen,“ fängt er das Gespräch an,

„möchte ich Sie auf die generellen Klauseln eines Autorenvertrages hinweisen. Zum einen erwarten wir Ihre fertige Arbeit als reprofähiges Manuskript. Selbstverständlich bin ich jederzeit bereit, Ihnen beim Korrekturlesen und Formatieren beiseite zu stehen.

Zweitens übertragen Sie uns alle Rechte bezüglich Vermarktung, Auflagenstärke und Übersetzung in andere Sprachen. Das Honorar für den Autor beträgt zehn Prozent vom Nettoladenpreis.

Drittens erhalten Sie zehn Freiexemplare und auf alle weiteren Exemplare dreißig Prozent Rabatt. Selbstverständlich gilt dies auch auf alle anderen Bücher in unserem umfangreichen Verlagsangebot.

Viertens, im Falle Ihres Ablebens, gehen die Honoraransprüche automatisch an Ihre Erben über.

Fünftens, müssen wir noch einen Termin festmachen, an dem Ihr fertiges Werk bei uns im Hause vorliegt, damit wir rechtzeitig den Druck und die Markteinführung planen können.

Selbstverständlich, Frau Dog, können zu den dreißig Punkten unsererseits, auch Bedingungen und Wünsche Ihrerseits in das Vertragswerk mit aufgenommen werden.“

Ich blättere den Autorenvertrag schnell durch und frage:

„Dürfte ich mir diese vielen Paragraphen erst einmal zu Hause in Ruhe durchlesen, bevor ich unterschreibe? Und könnten wir einen weiteren Punkt in den Vertrag aufnehmen, der die Rechte einer möglichen Verfilmung meines Buchs ausdrücklich bei mir belässt?

Denn wissen Sie, Herr Bach, es gibt so viele Analphabeten in unserem Land und auf der ganzen Welt. Auch die soll meine Botschaft erreichen.“

„Selbstverständlich, Frau Dog, ich werde mir das notieren und entsprechend in den Text einfügen. Wenn Ihnen weitere Änderungswünsche einfallen, rufen Sie mich bitte an. Ich bin ab sofort immer für Sie da.“

„Ach ja, Herr Bach, eine Änderung fällt mir gerade noch ein. Bitte formulieren Sie die Honorarregelung so, dass sämtliche Autoreneinnahmen nicht an mich, sondern direkt an wohltätige Einrichtungen überwiesen werden. Ich faxe ihnen einige für mich wichtigen Adressen gleich morgen früh zu.“

Bei der anschließenden Diskussion über den Inhalt meines Buches habe ich den Eindruck, dass er meinen Aussagen sehr skeptisch gegenübersteht. Und das, obwohl ihm bis jetzt nur das erste Kapitel vorgelegen hat.



Vielleicht kann er aber auch ahnen, was da noch alles folgen wird. Auf jeden Fall bittet er mich, ihm so schnell wie möglich weitere Kapitel zur Durchsicht zu überlassen. Irgendwie habe ich das Gefühl, dass er mit meinen Erkenntnissen und Weltanschauungen nicht viel anfangen kann oder will.

Das bestätigt sich für mich nochmals sehr deutlich, als wir auf die Gestaltung des Titelbildes zu sprechen kommen. Ich erkläre ihm, dass in diesem Bild symbolisch das Unrecht der Satten über die Hungernden ebenso zum Ausdruck kommen soll wie der florierende Schwindel und Handel mit dem Tod und Ewigen Leben.

An seinem Gesichtsausdruck erkenne ich, dass er sich in seinen schlimmsten Befürchtungen bestätigt sieht und alle Kraft aufbringen muss, um sich zu beherrschen.

Da sein Vorgesetzter bereits grünes Licht für die Veröffentlichung meiner Arbeit gegeben hat, nehme ich auf seinen Gefühlszustand keine Rücksicht und mache ihm auch gleich meinen Vorschlag zum Titelbild, den dann ein Verlagsdesigner oder Kunstmaler schon mal skizzieren kann.

Ich habe mir zu diesem Titelbild schon seit längerer Zeit Gedanken gemacht und mehr und mehr zeichnet sich in meinem Kopf ein erschreckend realistisches Bild ab.

Dabei handelt es sich um ein großes Kruzifix, an das ein bis auf die Knochen ausgemergeltes Kind aus der Dritten Welt geschlagen ist.

Dieses Symbol macht jedem deutlich, dass nicht nur Jesus ans Kreuz genagelt wurde, sondern dieses schreckliche Verbrechen sich tagtäglich zig tausendfach wiederholt. Genau genommen findet alle drei Sekunden eine solche Kreuzigung irgendwo in der Dritten Welt statt.

Als Inschrift soll das Kreuz die Buchstaben S.W.E.T. für Schöpfung, Wohlstand, Elend und Tod tragen.

Um die Gierigen und Maßlosen, als die Hauptschuldigen und Verursacher dieses unbeschreiblichen Elends in der Welt deutlich sichtbar zu machen, soll dieses Kreuz hoch oben auf einem öffentlichen Müllablageplatz stehen.

Da der hemmungslose Konsum von Wohlstand, Luxus und Komfort aber nicht nur Menschenleben vernichtet, sondern auch die Natur dramatisch schädigt und zerstört, stehen um das Kreuz herum, noch ein paar abgestorbene Bäume, Büsche und Sträucher.

Ich kann genau spüren, wie dieses Horrorbild der Realität meinem Lektor eiskalte Schauer den Rücken hinunter laufen lässt. So wie ihm wird es vielen meiner Leser ergehen, die Frage ist nur, welche Konsequenzen sie aus diesen Empfindungen ziehen werden.

Herr Bach hat sich mühsam ein paar Notizen gemacht und ist nun sichtlich bestrebt, mich schnellstens loszuwerden. Nachdem ich ihm für nächste Woche einige weitere Kapitel angekündigt habe, verabschiede ich mich und fahre schleunigst mit meinem Fahrrad wieder nach Hause zu meiner Familie.

Es ist ein warmer Tag und die Sonne scheint vom Himmel. Die Geburtstagfeier ist bereits in vollem Gange. Während Nicoletta mit ihren Gästen in unserem Partyraum im Keller feiert, trinkt der Rest der Familie gemütlich im Esszimmer Kaffee und genießt den leckeren Geburtstagskuchen.

Nebenbei benutze ich solche harmonischen Momente in unserem Familienleben regelmäßig dazu, um das unterschiedliche Zeitempfinden der Teilnehmer zu studieren und zu testen. Für das kleine Geburtstagskind, als Mittelpunkt der Feier, ist es im nachhinein immer ein sehr, sehr langer Tag gewesen, während man als Erwachsener abends den Eindruck hat, als sei dieser hektische Festtag blitzschnell vorbeigegangen.

\*

Es ist Ostern und am Sonntagmorgen geht mein Vater wie immer mit uns Kindern in die Kirche. Meine Mutter bleibt zu Hause, da sie seit Elenas Tod mit diesem Lügenverein nichts mehr zu tun haben will.

Mein Vater besucht die Kirche an solchen Anlässen in erster Linie wegen der kleineren Kinder, denn seiner Meinung nach brauchen junge Menschen diese heile Märchenwelt, um unbelastet und glücklich aufwachsen zu können.

Einmal habe ich ihn gefragt, ob auch er etwas Positives von unseren seltenen Kirchgängen hätte und er meinte:

„Früher, Susej, als ich der Predigt und den Ansprachen noch zugehört habe, erfasste mich regelmäßig eine innere Wut über diese Heuchelei und Schwindelei. Damit kann ich heute besser umgehen und einfach darüber hinweg hören.“

Und er fährt fort:

„Ich genieße stattdessen die große Versammlung der vielen Menschengeschöpfe, die allesamt ein Stück des Schöpfers in sich tragen und es beim Vaterunser auch offen zeigen. Diese wunderschöne Stimmung verbunden mit dem ergreifenden Orgelspiel, kann ich an keinem anderen Ort so tief erleben.“

Doch heute sollte es anders kommen.

Das lag weniger daran, dass der Pastor in seiner Predigt die Leidensgeschichte Jesus und dessen Auferstehung lange und intensiv ausgeschmückt hat, sondern vielmehr daran, wie er sich und die gesamte Lügenriege der Kirchenoberen geschickt in diese erfundene Verbindungskette zwischen Himmel und Erde als unentbehrliche Vermittler einbaute.

Ohne ein Wort zu sagen, steht mein Vater plötzlich auf und geht an das Seitenmikrofon neben dem Altar. Sämtliche Blicke der Anwesenden folgen ihm und auch der Pfarrer scheint

etwas irritiert zu sein, sind doch die Fürbitten gerade von einem Gemeindemitglied vorgetragen worden.

Mein Vater stellt sich vor die Gemeinde und wartet, bis sich die stumme Aufregung etwas gelegt hat. Dann beginnt er langsam zu sprechen:

„Liebe Gemeinde, ich bitte Sie um Entschuldigung, dass ich mich ungebeten zu Wort melde. Doch es ist an der Zeit, dass wir erwachsenen Christen endlich mit diesen Ostermärchen aufhören und uns der Realität stellen.

Wir dürfen uns nicht länger hinter Jesus verstecken, denn wir sind Gott dem Schöpfer genauso nahe wie er. Jeder von uns trägt ein Stück des Schöpfers in seinem Gewissen. Wir müssen auf diese innere Stimme hören und unsere eigenen Taten daran messen lassen.

Jesus war ein ganz normaler Mensch aus Fleisch und Blut, und er ist nicht für uns Menschen gestorben, sondern durch uns Menschen. Insofern hat er auch nicht die Sünden der Welt hinweg genommen, auch wenn wir uns das noch so gerne einreden lassen.“

Und fast beschwörend redet er weiter:

„Jesus war ein menschliches Vorbild, denn er hat sein ganzes Leben dafür gegeben, Gott und seinen Geschöpfen zu dienen. Das macht ihn besser, als es die meisten von uns sind. Aber auch er musste in seinen letzten Minuten für sein Leben geradestehen, so wie wir für das unsere. Davon kann uns keiner erlösen oder freisprechen.

Liebe Gemeinde, statt jedoch nur über Jesus Kreuzigung zu reden, sollten wir lieber verhindern, dass jedes Jahr Millionen unschuldiger Kinder in der Dritten Welt ans Kreuz genagelt werden, indem sie elendiglich verhungern müssen.

Der Tod Jesus ist lange her, das Verhungern findet jetzt statt, vor unseren Augen und für unseren Wohlstand. Von diesem

Verbrechen können sich sämtliche Pfarrer und Kirchenfürsten weder selbst freisprechen, geschweige denn andere.“

Seine Stimme wird etwas lauter als er sagt:

„Es ist reiner Selbstbetrug und Heuchelei, wenn man sich einbildet, dass man Jesu in jener Zeit geholfen hätte. Wo doch die meisten von uns noch nicht einmal bereit sind, das den Armen in der Dritten Welt zurückzugeben, was wir ihnen in unsere Gier nach Wohlstand täglich stehlen.

An den schlimmen Taten anderer, die noch dazu weit zurückliegen, darf man seine Nächstenliebe nicht prüfen. Das, liebe Gemeinde, ist unehrlich und obendrein ohne jegliches persönliche Risiko.

Darum standen doch den verfolgten Juden in der Nazizeit nur einzelne, mutige Christen bei, obwohl sich auch hier die Kreuzigung Jesus millionenfach an unschuldigen Menschen wiederholt hat.

Und obwohl die Verbrechen der ungerechten Weltwirtschaft in unseren Tage alles bisherige übertreffen und wir alle direkt beteiligt sind, schauen wir lieber auf die Gräueltaten anderer, beziehungsweise einfach weg.“

Sein Vergleich geht unter die Haut:

„Sie können das Unrecht und die Verbrechen unserer Tage mit einer Geldpyramide vergleichen, die auf dem Kopf steht und deren Spitze sich wie ein tödlicher Stachel in das Fleisch Milliarden Unschuldiger bohrt.

Die Schuld an diesen Grausamkeiten wächst von unten nach oben auf der Vermögensskala. Und solange wir, die Satten und Wohlhabenden, dieses himmelschreiende Unrecht nicht einsehen und abschaffen, bleiben wir die Schande der Schöpfung und nicht deren Krönung.

Ich möchte Sie bitten, auch darüber nachzudenken, was es den Verhungerten in den Slums und auf den Straßen der Dritten Welt nützt, dass wir uns ständig damit belügen, Jesus sei auch

für sie gestorben und sie mit dieser Scheinheiligkeit weiterhin um ihr Leben betrügen?“

Er schließt seine spontane Unterbrechung des Gottesdienstes mit den Worten:

„Liebe Mitchristen, mit dieser ehrlichen Sichtweise bekäme das Osterfest und unser aller Leben endlich den richtigen Sinn. Sie brauchen dazu nur Ihrem Gewissen zu folgen.“

Ohne eine Antwort oder Reaktion abzuwarten, geht er genauso plötzlich, wie er nach vorne gekommen war, wieder an seinen Platz zwischen uns Kinder zurück. Der Pfarrer ringt nach Luft und ist außer Stande, auf diesen Vorfall zu reagieren. Mit Schweißperlen im Gesicht bringt er den Gottesdienst etwas schneller als sonst zum Ende.

Beim Verlassen der Kirche kann ich in den meisten Gesichtern nur blanken Hass gegen unseren Vater erkennen. Es scheint doch so zu sein, wie er mir mal erklärt hat:

„Susej, sie verstehen es nur deshalb nicht, weil sie es nicht verstehen wollen. Aber im Grunde ihres Herzens spüren alle, dass ich Recht habe. Vielleicht wartet jeder nur darauf, bis der andere sein Verhalten ändert.

Nur, mein Kind, solange die geistlichen Würdenträger weiterhin in Saus und Braus leben, nehmen sich die Gemeindemitglieder natürlich dasselbe Recht heraus. Ganz nach dem Motto: Die da oben müssen es ja wissen.“

\*

Das Manuskript meines Buches geht langsam seiner Vollen- dung entgegen. In den letzten Wochen und Monaten habe ich Tag und Nacht daran gearbeitet. Ich bin nun soweit, dass ich meinem Lektor in den nächsten Tagen einen Großteil meiner Kapitel zuschicken kann.

Auf seine Reaktion bin ich schon sehr gespannt, wenn ich ihn kurz vor meinem Abflug nach USA nochmals besuchen werde, um den endgültigen Autorenvertrag zu unterzeichnen.

Ich bin froh, wenn ich meine Forschungsergebnisse endlich einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht habe. Denn, liegen die Karten erst einmal offen auf dem Tisch, besteht die winzige Hoffnung, dass sie neu und diesmal hoffentlich richtig gemischt werden.

Parallel arbeite ich intensiv an meinem Beitrag für den internationalen Fachkongress in New York. Den Reiseantrag habe ich bereits zur Genehmigung an die Verwaltung der Universität geschickt. Sobald er zurück kommt, werde ich mich fest anmelden und den Flug sowie ein Hotelzimmer übers Internet reservieren.

Das Erstellen und Einfügen von Grafikdateien in den Text hält sehr lange auf, zumal der fertige Beitrag doppelt spaltig geschrieben sein muss. Sämtliche endgültigen Beiträge werden dann vom Veranstalter als so genannter Tagungsband auf eine Compact Disc gebrannt und an die über tausend Teilnehmer aus aller Welt verteilt.

Heute ist Stichtag und ich muss unbedingt meinen Tagungsbeitrag als Email an den Vorsitzenden des Programmkomitees abschicken. Aus diesem Grunde saß ich während der letzten Tage bis spät abends in meinem Büro vor der Tastatur meines Computers.

Mir fällt seit einiger Zeit auf, dass mein Kollege Meier des öfteren versucht, einen Blick auf meinen Bildschirm zu werfen. Als ich ihn gestern Nachmittag darauf ansprach, meinte er nur, dass er allgemeines Interesse an allen Forschungsarbeiten des Instituts habe.

Irgendwie werde ich den leisen Verdacht nicht los, dass er an meinen Personalcomputer will, um sich meine Dateien anzu-

sehen. Oder vielleicht sogar kopieren? Mit diesen Gedanken und seinem unangenehmen Blick im Nacken schicke ich mein ‚Final Paper‘ übers Internet nach Amerika.

Es ist schon erstaunlich, wie schnell und einfach so etwas heutzutage von statten geht. Wenn ich mir da die frühere Prozedur meines Vaters anhöre, wo mit Kugelkopfschreibmaschinen der Beitrag auf Spezialpapier geschrieben werden musste, um eine reprofähige Vorlage zu erhalten. Die Tagungsteilnehmer erhielten dann per Post oder am Veranstaltungsort eine zehn Kilogramm schwere Papierkopie des Tagungsbands ausgehändigt.

Das Internet ist in vielen Bereichen wirklich eine tolle Sache. Es bringt eine ganze Reihe von Vorteilen, vor allem aber eine enorme Zeitersparnis. Entfernungen gibt es bei dieser Datenautobahn, die alle Computer auf der Welt miteinander vernetzt, nicht mehr.

Aber wie bei allen technischen Erfindungen gilt auch hier, in Maßen benutzt, bringt Technik die gewünschten Vorteile, in Unmaßen wird sie zur Plage.

Von der Institutssekretärin erfahre ich während eines Plauderstündchens, dass Kollege Meier psychische Probleme habe und deshalb in ärztlicher Behandlung sei. Die Ursachen seines gestörten Verhaltens liegen im privaten Bereich, vermutet sie. Er soll, so meint sie noch, aktives Mitglied in einer radikalen Sekte oder so was ähnlichem sein.

Bevor ich an diesem Abend nach Hause gehe, ändere ich zur Sicherheit das Passwort an meinem Computer, um allen Eventualitäten vorzubeugen. Wenn Herr Meier oder andere tatsächlich an meiner Arbeit interessiert sind, bringen sie meine Erkenntnisse und Aussagen vielleicht zur Raserei.



\*

Mein Bruder *Marvin* hat mich heute im Auftrag seiner Professorin gefragt, ob ich bereit wäre, an einer Diskussionsrunde an seiner Hochschule teilzunehmen. Dabei soll es um die Erörterung der Frage gehen, inwieweit eine Öffnung der Welthandelsbarrieren zu mehr Gerechtigkeit unter den reichen und armen Völkern führt.

Da ich seit einigen Tagen auch Anfragen von Seiten der Medien zu ähnlichen Themen vorliegen habe, nehme ich mir vor, alles mit einem Aufwasch zu erledigen und die Termine einfach zusammenzulegen. Dazu muss ich unbedingt auch den TV-Moderator anrufen, den ich neulich auf der Umweltveranstaltung mit meinem Vater kennen gelernt habe.

Marvin findet das ganz toll, diese Problematik im Hörsaal vorlaufenden Kameras zu erörtern und mit seiner Schwester gemeinsam in Erscheinung zu treten. Er ist nur etwas jünger als ich und wurde ebenfalls in Asien geboren, genauer gesagt in Sri Lanka, dem ehemaligen Ceylon.

Bereits als Baby im Alter von zwei Wochen wurde Marvin von meinen Eltern adoptiert und lebt deshalb etwas länger in unserer großen Familie als ich. Ich verstehe mich sehr gut mit Marvin, denn er hat ein sonniges Gemüt und geht eher ausgleichend als aggressiv durchs Leben.

Mein Vater erzählte mir einmal, dass er bei der Gerichtsverhandlung zu Marvin's Adoption in Colombo, der Hauptstadt dieser Insel im indischen Ozean, neben vielen anderen wundersamen Ungereimtheiten, vor dem Richter eine alte verstaubte Bibel küssen musste.



*Mein Bruder Marvin,  
geboren in Colombo, Sri Lanka*

Marvin studiert inzwischen im zwölften Semester Wirtschaftswissenschaften und er bastelt schon seit Jahren an seinem eher durchwachsenen Abschluss.

Die Abstimmung des Veranstaltungstermins zwischen der Dekanatsleitung der Hochschule und der Fernsehanstalt ging ohne Probleme über die Bühne und schon in wenigen Wochen sollte das mediale Ereignis stattfinden.

Aus dem Veranstaltungsprogramm, das mir ein paar Tage zuvor zugeschickt wurde, entnehme ich, dass ein ausgewiesener Wirtschaftsprofessor die Eröffnungsrede zum Thema ‚Kapitalismus und Freie Marktwirtschaft‘ halten wird. Danach soll ich die Sicht der armen Länder unter der Überschrift ‚Auf Kosten der Dritten Welt‘ darlegen und zum Schluss ist eine Podiumsdiskussion mit offenem Ende vorgesehen.

Als ich mir den genauen Termin in meinen Kalender eintrage, denke ich so nebenbei:

„Jetzt haben sie dich schon wieder zum Sprecher und Anwalt der armen Länder auserkoren, obwohl du nur vier Jahre dort gelebt hast.“

\*

Der große Hörsaal der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät ist bis auf den letzten Platz besetzt und ich wundere mich bei diesem Anblick über das große Interesse für ein solch heikles Thema. Auch die Kameras des Fernsehsenders sind postiert. Ein Kameramann plus Tonmeister und Kabelträger stehen in der obersten Reihe direkt an einem der vielen Eingänge, um die Besucher im Überblick zeigen zu können und eine Kamera steht unten vor dem Podium, um Nahaufnahmen von den Vortragenden zu machen.

Der Fernsehmoderator begrüßt mich kurz und stellt mich dann den anderen Akteuren des Abends vor. Wir bekommen eine kleine Regieanweisung über den Ablauf der Veranstaltung, um möglichst mediengerecht auf den Bildschirmen zu erscheinen. Da es eine Life-Sendung ist, darf es keine Pannen geben.

Obwohl dieser ganze Rummel für mich mit viel Stress verbunden ist, empfinde ich solche Veranstaltungen äußerst aufregend und interessant, sind sie doch die einzige Möglichkeit, auf die Not und das Elend der Armen und Ärmsten eindringlich hinzuweisen.

Ich möchte auf keinen Fall nur irgendwo anonym in einer der Reihen sitzen und mich vor meiner Verantwortung gegenüber dem unerträglichen Unrecht auf der Welt drücken.

Viel Zeit zum weiteren Nachdenken bleibt mir nicht, denn der Moderator begrüßt bereits die Anwesenden und führt in die Veranstaltung mit den Worten ein:

„Meine sehr geehrten Damen und Herren, um die Armut in der Dritten Welt abzuschaffen, müssen alle Menschen gleichberechtigt am Welthandel teilnehmen können. Die immer noch bestehenden Welthandelsbarrieren aber verhindern einen gerechten Ausgleich und einen freien Markt zwischen den armen und reichen Ländern. Das Resultat ist seit Jahrzehnten bekannt und geduldet: Wohlstand auf der einen und Armut auf der anderen Seite der Medaille.

Wir müssen diesen unerträglichen und ungerechten Zustand auf unserer Welt möglichst schnell überwinden. Da sind sich inzwischen nicht nur die Vereinten Nationen, der internationale Währungsfond, Finanzbanken und viele Regierungen der Industriestaaten einig, sondern auch immer mehr kritische Menschen aus unterschiedlichen Berufen und Ländern.

Meine Damen und Herren, ich darf Ihnen deshalb als ersten Sprecher einen anerkannten Wissenschaftler und Spezialisten für weltwirtschaftliche Zusammenhänge vorstellen und um seinen Beitrag bitten.“

Der Professor ist den meisten Anwesenden bekannt und wird mit viel Beifall begrüßt. Er geht zum Rednerpult, legt sich sein Redemanuskript zurecht und beginnt seine Ausführungen:

„Verehrte Zuhörer, lassen Sie mich mit ein paar allgemeinen Betrachtungen zum Kapitalismus und zur freien Marktwirtschaft in dieses heikle Thema einsteigen. Prinzipiell gilt der Grundsatz, dass in einer modernen, industriellen Wirtschaft ohne Kapital keine Gütererzeugung möglich ist.“

Und weiter:

„Da also industrielle Wirtschaftsunternehmen ohne ausreichendes Kapital nicht überlebensfähig sind, spricht man auch von einer kapitalistischen Marktwirtschaft oder kurz vom Kapitalismus. Die reinste Form des Kapitalismus ist die so genannte freie Marktwirtschaft, bei der sich die Preise ohne staatliche Eingriffe nur nach Angebot und Nachfrage einpendeln. Mit Verdrängungswettbewerb und gezielten Absprachen versuchen dabei immer wieder einzelne Unternehmen wirtschaftliche Macht zu erlangen und die Konkurrenz kaputt zu machen.“

Der Vortragende macht eine kleine Pause und fährt fort:

„Diese Gier nach Geld und Macht entspricht leider den charakterlichen Eigenschaften der meisten Wohlstandsmenschen und rührt wohl von den Urtrieben nach Bestätigung und Überlegenheit her. So gesehen, ist der Kapitalismus nichts anderes als ein abgewandeltes Naturgesetz für Geldgeschäfte.“

Die meist jungen Zuhörer erfahren weiter:

„In einer freien Marktwirtschaft überleben deshalb immer nur die leistungsfähigsten, aggressivsten und kapitalstärksten Un-

ternehmen. Die schwächeren Betriebe und Firmen bleiben gnadenlos auf der Strecke und das über Landesgrenzen hinweg, weltweit. Für diese Tatsache hat der Volksmund den treffenden Ausspruch ‚Geld regiert die Welt‘ geprägt.

Um die Auswirkungen für die betroffenen Menschen abzumildern, wurde die soziale Marktwirtschaft in vielen Ländern eingeführt, wobei deren Regierungen darauf achten, dass sich keine wirtschaftlichen Machtmonopole, so genannte Kartelle, bilden und die wirtschaftlich Schwächeren durch Subventionen, Marktordnungen, Steuer- und Sozialgesetze nicht in die Armut abgedrängt werden.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, und die passende Staatsform für dieses umsatz- und kundenorientierte Wirtschaftsdenken ist die Demokratie. Sie ist deshalb das geeignete politische Gegenstück zum Kapitalismus, weil bei demokratischen Wahlen das politische Angebot und die Nachfrage der Bürger über die Regierungsbildung entscheiden. Zusammenfassend kann man sagen, dass derjenige mit den besten Strategien und härteren Ärmeln am meisten wirtschaftliche und/oder politische Macht erlangt.“

Der Professor fährt fort:

„Macht aber bedeutet, über ausreichend Kapital zu verfügen. Woher kommt nun das Kapital in den meist rohstoffarmen Wohlstandsländern, das die sich mit Hilfe des Kapitalismus erwirtschaften? Betrachten wir der Einfachheit halber mal unser Land als eine schwarze Kiste. Auf der einen Seite werden Rohstoffe hinein gegeben und auf der anderen Seite kommen fertige Produkte heraus. Die Differenz von den erzielten Erlösen für die Endprodukte und den Rohstoffpreisen entscheidet darüber, wie viel Überschuss die Menschen in der Kiste erwirtschaftet haben und damit welchen Wohlstand sie sich leisten können.

Da sich unsere Endprodukte auf dem Weltmarkt behaupten müssen, vollzieht sich die Preisbildung weitgehend nach den Gesetzen der freien Marktwirtschaft. Dies, verehrte Zuhörer, gilt leider auch für die Preisbildung der Rohstoffe und Energieträger, die die armen Länder wegen ihrer unzähligen Abhängigkeiten von den reichen Ländern meist diktiert bekommen. Dabei gilt der Grundsatz, dass Endprodukte immer hochwertig und Rohstoffe niederwertig sind und entsprechend werden auch die betreffenden Bevölkerungen eingestuft.

Dieser Machtkampf um die Rohstoffe nach den Gesetzen des Kapitalismus ist ein extrem ungleicher Kampf, da die Partner nicht auf gleicher Augenhöhe sind. Man kann sich das so vorstellen, als wenn bei olympischen Spielen ein Querschnittsgehlämter gegen einen Hundertmetersprinter antreten müsste. Das Ergebnis ist klar und kann in der Dritten Welt anschaulich studiert werden.“

Und weiter:

„Nach den Gesetzen der freien Marktwirtschaft ist dieser ungleiche Kampf allerdings weder kriminell noch verwerflich oder unmoralisch. Dabei stellt man sich auf den einfachen Standpunkt, dass jeder alles erreichen kann. Leider handelt es sich beim realen Kapitalismus um ein knallhartes Geschäft und nicht um ein schönes Märchen aus tausendundeiner Nacht, weshalb die armen Davids gegen die reichen Goliaths niemals eine Chance haben.“

Er endet mit den Worten:

„Damit, meine sehr geehrten Damen und Herren, möchte ich meine Ausführungen erstmals beenden und Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit danken. Ich stehe für Fragen selbstverständlich gerne zur Verfügung.“

Der Moderator bedankt sich bei seinem ersten Sprecher und fordert die Zuhörer auf, Fragen und Anmerkungen an den Vortragenden zu richten.

Eine Studentin will wissen, was passierte, wenn man die Rohstoffpreise freigeben und sämtliche Hindernisse für einen freien Rohstoffhandel und Warenverkehr beseitigen würde?

Der Professor antwortet spontan:

„Ein realistisches Preisniveau der Ressourcen würde sich erheblich auf die Gestehungskosten der Endprodukte niederschlagen und den Überschuss, das heißt die Gewinnspanne, der Wohlstandsstaaten deutlich senken. Im Klartext, weniger Luxus für die reichen Länder und eine gesicherte Lebensgrundlage für die armen Länder.“

„Könnte man diesen ausgeglichenen Welthandel dann als eine globale und soziale Marktwirtschaft bezeichnen?“

will ein Student aus der zweiten Reihe wissen.

„Nun, junger Mann, das ist exakt richtig. Mit dem Einzug von etwas Wohlstand und Zukunftsperspektive in den armen Ländern würde sich außerdem die Bevölkerungsexplosion größtenteils von selbst erledigen.“

Der Moderator greift zum Mikrofon und wendet sich an den Experten mit der Frage:

„Wie, Herr Professor, würde sich aber das Anheben des Lebensstandards in der Dritten Welt auf die gesamte Umwelt und den Ressourcenverbrauch auswirken?“

Der Professor räuspert sich und erwidert:

„Entscheidend für die Umweltbelastung ist weiterhin nur der Gesamtverbrauch an Rohstoffen und Energieträgern. Die Verteilung auf die einzelnen Länder und Personen spielt für den globalen Umweltschutz keine Rolle. Bei einer gerechteren Aufteilung der Ressourcen auf alle Völker müsste man des-



halb besonders auch darauf achten, dass unterm Strich der Gesamtverbrauch sinkt.“

Die nächste Frage aus dem Publikum kommt von einem Dozenten der gastgebenden Fakultät:

„Wenn ich sie richtig verstanden habe, sollten wir alles Überflüssige aufgeben und das eingesparte Geld als Kapital an die armen Länder verschenken?“

„Im Prinzip ja, Herr Kollege. Leider wird das auf freiwilliger Basis nicht funktionieren und wie man dieses Ziel bei den unterschiedlichen nationalen Interessen politisch durchsetzen kann, weiß ich nicht. Ich glaube, das wird ein langwieriger Prozess, der in den Köpfen beginnen muss.“

Die Diskussion kommt jetzt erst richtig in Schwung und wird durch viele Lösungsvorschläge bereichert. Alles in allem sind sich die Teilnehmer im Klaren, dass dringend gehandelt werden muss. An den einzelnen Reaktionen ist aber unschwer zu erkennen, dass dieser Handlungsbedarf den eigenen Geldbeutel möglichst nicht antasten soll.

Nach einer weiteren Weile Hin und Her beendet der Fernsehmann die Diskussion fürs erste und bittet mich, nach ein paar einleitenden Worten, an das Mikrofon.

\*

Bevor ich mit meinem Vortrag beginne, stelle ich mich den Zuhörern kurz vor:

„Meine sehr geehrten Damen und Herren, wie Sie vielleicht wissen, wurde ich in einem der ärmsten Länder dieser Welt geboren. Mein Geburtsland Vietnam ist in doppelter Hinsicht gestraft, denn zum einen wird es vom internationalen Kapitalismus geknebelt und zum anderen von einer kommunistischen Planwirtschaft ruiniert. Den traurigen Rest hat ein schreckli-

cher politischer Glaubenskrieg zwischen dem Ostblock und dem Westen meinem Ursprungsland besorgt.

Wäre ich als kleines Kind nicht von meinen Adoptiveltern nach Europa geholt worden, säße ich heute noch als Behinderter und Ausgestoßener vor einer armseligen Hütte in den Slums von Saigon, oder was wahrscheinlicher ist, Hunger und Krankheit hätten mich längst dahingerafft.

Insofern, meine lieben Zuhörer bin ich gerne bereit, für die Milliarden hoffnungsloser Schicksale zu sprechen und deren bedrückende Situation darzustellen. Diese vom Schicksal Benachteiligten sind nämlich nicht nur bettelarm, krank und unterernährt, sie können auch weder lesen noch schreiben und damit in irgend einer Form auf sich aufmerksam machen.“

Und ich werde etwas deutlicher:

„Da diese armseligen Analphabeten den ausgebildeten Vertretern des Kapitalismus nichts entgegenzusetzen haben, macht sie dieses grausame Wirtschaftssystem zu ungefährlichen Verlierern. Ihr Pech bei diesem tödlichen Spiel besteht einzig und allein darin, dass sie zufällig nicht auf der Sonnenseite des Lebens geboren wurden.

So gesehen allerdings, hätte dieses Schicksal auch jeden von uns treffen können. Denn in den Wohlstand geboren zu werden, ist kein persönliches Verdienst, auf das man stolz sein kann. Es ist schon eher eine Verpflichtung gegenüber den Benachteiligten, die noch nicht einmal wissen, dass es uns so unendlich viel besser geht.“

Ich greife zu meinem Wasserglas und nehme einen kleinen Schluck, ehe ich fortfahre:

„Lassen Sie mich die Ausführungen meines Vorredners an einem Beispiel etwas verdeutlichen. Stellen Sie sich vor, Sie werden arbeitslos und finden keinen neuen Job. Wenn es, wie in den armen Ländern üblich, Arbeitslosengeld und Sozialhilfe

bei uns auch nicht gäbe, müssten Sie auf der Straße leben und betteln.

Verehrte Anwesende, ohne den gesetzlichen Schutz und das rettende Auffangnetz einer sozialen Marktwirtschaft, müssten auch bei uns alle von Arbeitslosigkeit Betroffenen am Hungertuch nagen. Die Verhältnisse wären denen in der Dritten Welt ähnlich, wobei dort in der Regel auch die Beschäftigten schon sehr arm sind.

Gott sei Dank, werden Sie jetzt erleichtert denken, dass es bei uns nicht so ist.“

Ich lege eine kurze Sprechpause ein, um den Zuhörern die Gelegenheit für eigene Gedanken zu geben. Dann stelle ich laut die Frage in den Raum:

„Aber, meine Damen und Herren, warum ist es eigentlich in der Dritten Welt so schlimm?“

und ich antworte ohne zu zögern:

„In erster Linie natürlich deshalb, weil die entsprechenden Sozialgesetze und demokratischen Regierungen fehlen. Beides setzt aber voraus, dass es vonseiten des Staates überhaupt etwas zu verteilen gibt. Und genau an dieser Stelle beginnt der Teufelskreis. Durch das Diktat des Kapitals auf den Weltmärkten werden die armen Rohstoffländer ausgequetscht und ausgeblutet. Dadurch können die reichen Länder eine hohe Wertschöpfung ihrer Produkte erreichen und ihre eigenen Rohstoffvorräte für spätere Zeiten schonen.

Meine verehrten Zuhörer, Ausbeutung aber schafft Armut und Armut nimmt die Aussicht auf eine gesicherte und glückliche Zukunft.

Ich muss meinem Vorredner Recht geben und möchte ergänzen, dass ohne eine soziale Globalwirtschaft das Verbrechen der Reichen an den Armen wie bisher weitergehen wird. Und lassen Sie es mich noch einmal ganz deutlich aussprechen, un-

sere unersättliche Gier nach immer mehr Wohlstand und Luxus ist moralisch höchst verwerflich, christlich nicht vertretbar und vor unserem Schöpfer als Mord an seinen Geschöpfen zu verantworten.“

Nachdem ich viele nachdenkliche Gesichter im Zuschauer-  
raum sehe, beschließe ich, meine Ausführungen mit den Wor-  
ten zu beenden:

„Meine sehr geehrten Zuhörer, ich glaube, mit dieser kurzen  
Darstellung des Kapitalismus aus dem Blickwinkel der Armen  
und Hungernden ist bereits klar geworden, dass wir, wissent-  
lich oder unwissentlich, erbarmungslos auf Kosten der Dritten  
Welt leben. Etwas anderes zu behaupten, ist Augenwischerei  
und in der heutigen Zeit nicht mehr zu vertreten.

Ich danke Ihnen für Ihr Interesse und Ihre Aufmerksamkeit.  
Selbstverständlich bin ich für Anregungen aus Ihren Reihen  
dankbar und stehe auch für Ihre kritischen Fragen gerne zur  
Verfügung.“

Lauter Beifall und Klopfen auf die Tische sind die Antwort  
des Publikums auf meinen Beitrag. Ich bin angenehm über-  
rascht und wünsche mir insgeheim, dass es nicht nur bei dieser  
hörbaren Zustimmung bleibt, sondern endlich auch große Ta-  
ten folgen mögen.

Der Fernsehmoderator bedankt sich bei mir und gibt die Dis-  
kussionsrunde zu meinem Redebeitrag frei. Da sich mehrere  
Finger erheben, legt er eine Rednerliste an.

Die erste Frage stellt ein junger Student aus einem der unteren  
Semester:

„Frau Dr. Dog, Sie haben mir in vielen Punkten aus dem Her-  
zen gesprochen. Ich möchte Ihre Ausführungen ein wenig er-  
gänzen und darauf hinweisen, dass unsere Überheblichkeit ge-  
genüber der Schöpfung schon daran zu erkennen ist, dass wir  
Tiere als eine Sache einstufen. Wie kann man sich aber selbst

so wichtig nehmen, wenn man seinen biologischen Ursprung zu einem simplen Gegenstand herabstuft?“

Auf diese Frage antworte ich dem jungen Mann gerne:

„Ich sehe, dass Sie sich mit dem Thema sehr intensiv beschäftigt haben. Das freut mich sehr, denn es werden täglich mehr Menschen, die sich solche Fragen stellen und die sich mit arroganten Halbwahrheiten nicht mehr zufrieden geben.“

An das Publikum gewandt fahre ich fort:

„Man kann sich nicht, wie im Falle der Kirche, pauschal für die schweren Gräueltaten und unmenschlichen Verbrechen entschuldigen, die man im Namen des Kreuzes zweitausend Jahre lang begangen hat und weiterhin dreist behaupten, von Gott eingesetzt worden zu sein.

Im Übrigen, meine Damen und Herren, Entschuldigungen sind sicher wichtig, aber man kann die Schuld anderer genauso wenig übernehmen, wie man seine eigene Schuld einfach irgendwohin abgeben kann.

Für die unzähligen religiösen Verbrechen der Vergangenheit haben die jeweiligen Täter bereits hart in ihrem Todeskampf büßen müssen. Für die heutigen Wohlstandsverbrechen der Religionen und Gesellschaften, müssen die jetzigen Verantwortlichen und wir selbst eines Tages geradestehen.

Und, meine Damen und Herren, wer von Ihnen nun immer noch hofft, sich als einfaches Mitglied hinter irgendwelchen Organisationen verstecken zu können, um ungeschoren davonzukommen, den muss ich bitter enttäuschen.“

Es ist absolut ruhig in dem großen Hörsaal, als ich noch etwas deutlicher werde:

„Man kann und darf nicht einfach nur auf die Verbrechen und Vergehen anderer zeigen und hoffen, seine eigenen werden übersehen. Spätestens mit dem eigenen Todesablauf beginnt für jeden die persönliche Rechtfertigung. Dann hat das Ver-

steckspiel hinter frommen Sprüchen ein Ende. Sterben muss jeder ganz für sich alleine und die im Gewissen gespeicherten Daten über das eigene Leben, lassen sich, Gott sei Dank, ebenso wenig verändern, wie die Gebote in unserer Seele .“

Das Mikrofon wird nun an eine junge Frau weitergereicht, die sich etwas ziert als sie fragt:

„Können Sie uns bitte etwas mehr zum Ausgangsthema, nämlich über das Elend in der Dritten Welt sagen? Man sieht zwar ab und zu etwas in den Medien, aber ist das wirklich so schlimm und grausam?“

„Leider muss ich Ihnen sagen, ja es ist so schlimm und könnte grausamer gar nicht sein. Denn es ist schon eine große Strafe, wenn man unverschuldet unter der Armutsgrenze leben muss. Zur einer unerträglichen Qual wird dieses Elendsleben, wenn zum Hunger noch das Gefühl der Verlassenheit und Einsamkeit hinzu kommt.“

Und ich führe diesen traurigen Gedankengang mit den Worten zu Ende:

„Aber auch diese armen Kreaturen, liebe Zuhörer, sind von der Schöpfung so vorprogrammiert, dass sie in Liebe und Geborgenheit heranwachsen sollen. Sie sind nicht weniger wert oder zu weniger zu gebrauchen als wir selbst.

Und Sie sollten sich in diesem Zusammenhang auch vergewärtigen, meine Damen und Herren, wie viele möglichen Nobelpreisträger, Wissenschaftler, Spitzensportler, Superstars sowie weltlichen und kirchlichen Würdenträger wir dort in der Dritten Welt täglich dem Hungertod überlassen? “

Meine abschließende Botschaft an die Anwesenden formuliere ich schließlich so:

„Wir sollten uns nicht länger an diesen Verbrechen gegen die Menschlichkeit beteiligen und auf Kosten der Dritten Welt in Saus und Braus leben. Meine Damen und Herren, die vielen

Wohltätigkeitsveranstaltungen unter dem Motto ‚Benefiz-Essen für die Armen‘ taugen weder als Alibi noch als Hilfe, sie sind armselig und der blanke Hohn.“

Und, liebe Zuhörer, wir sollten auch nicht länger das angerichtete Grauen durch Teilnahme am so genannten Elendstourismus in die armen Länder dieser Erde besichtigen.“

Dies scheint das Stichwort für einen jungen Mann mit Brille gewesen zu sein, der aufspringt und mich fragt:

„Bringt nicht gerade der Tourismus die benötigten Devisen in die armen Länder?“

„Mit Sicherheit nicht,“

gab ich wie aus der Pistole geschossen zur Antwort,

„denn an diesen Fernreisen verdienen die Armen so gut wie nichts, da sich den Gewinn in erster Linie die Fluggesellschaften, Reiseveranstalter und Hotelketten untereinander aufteilen.

Mein Herr, Sie können sich diese ungerechte Rollenverteilung am Weltmarkt am besten so vorstellen, als wenn ein Firmeninhaber seinen Mitarbeitern erst deren Geld stiehlt, um ihnen dann keinen Lohn zu bezahlen. Oder wenn ein Bankräuber mit seiner Beute die beraubte Bank kauft und für sich arbeiten lässt, und so weiter und so fort.“

Eine etwas reifere Dame geht jetzt zum Mikrofon und kommt auch gleich auf den Punkt:

„Ich sehe das Ganze bei weitem nicht so negativ wie Sie. Betrachten Sie sich doch mal unsere enorme Hilfsbereitschaft bei Naturkatastrophen, wie Überschwemmungen, Wirbelstürmen oder Erdbeben.“

„Nun, auf den ersten Blick, meine verehrte Dame, haben Sie natürlich vollkommen recht. Es wird in der Tat bei solchen traurigen Anlässen sehr schnell und viel gespendet. Allerdings lässt diese Spendenbereitschaft auch sehr schnell wieder nach. Nach meinem Eindruck wollen die meisten satten Menschen

mit solchen Aktionen ihr schlechtes Gewissen beruhigen und das, ohne Verantwortung zu übernehmen oder eine längere Bindung und Verpflichtung einzugehen.“

Ein graumeliertes Hochschullehrer erhebt sich und ruft mir ohne Mikrofon zu:

„Wie sieht denn Ihr großartiger Vorschlag aus, um mit diesem gottverdammten Elend fertig zu werden?“

Obwohl mir klar ist, dass diese Frage provozierend gemeint ist, will ich diesem feinen Herrn in gesicherten Verhältnissen ehrlich und sachlich antworten:

„Zunächst einmal gilt es dafür zu sorgen, dass kein einziger Mensch auf dieser Erde mehr hungern muss. In Anbetracht der Unsummen, die für Waffen und Panzer ausgegeben oder auf privaten Vermögenskonto ruhen und vermehrt werden, ist es ein Armutszeugnis, dass uns dies nicht gelingt. Zum zweiten müssen alle Kinder die gleiche Chance auf eine anständige Ausbildung erhalten, damit sie als gleichwertige Partner am Kapitalismus teilnehmen können.“

Ich wende mich jetzt an die Teilnehmer im Saal und spitze das Thema noch etwas zu:

„Meine Damen und Herren, stellen wir uns nur einmal vor, wenn die große Masse der Armen sich plötzlich erheben würde, nach dem Motto, jetzt sind wir auch mal dran. Aber was würde wirklich passieren, wenn Arm und Reich die Rollen miteinander tauschten?“

Ich lasse mir mit der Antwort bewusst viel Zeit. Plötzlich erhebt sich ein Mann mittleren Alters und geht mit sicheren Schritten an das Mikrofon:

„Frau Dog, ich bin überzeugt davon, dass sich insgesamt nicht viel ändern würde. Man sieht das doch zum Beispiel im Sportbereich und Showgeschäft, wo es immerhin einige Aufsteiger aus den armen Slums bis hoch zu den Megastars und Spitzen-



verdienern gibt. Mehr als ein paar flotte Sprüche haben diese dem Elend Entronnenen dann für ihre armen Brüder auch nicht mehr übrig.“

Diesen wichtigen Punkt ergänze ich noch mit der Bemerkung: „Da muss ich Ihnen leider recht geben, mein Herr, zeigt es doch einmal mehr, dass wir Menschen alle das gleiche Problem haben und für Geld auf unsere innere Stimme pfeifen. Diese Entfernung vom Schöpfer wird umso größer, je besser es einem Menschen finanziell geht.“

Und mit einem mal fällt mir noch das altbekannte Sprichwort ein:

„Oder, meine Damen und Herren, wie der Volksmund es etwas treffender formuliert: Geld verdirbt den Charakter.“

Dabei kann ich mir den Gedanken nicht verkneifen, wie viele Menschen es demnach wohl geben muss, die überhaupt keinen Charakter oder Gewissen mehr besitzen? Auf die spezielle Anmerkung des Mannes eingehend sage ich noch:

„Es würden sich auf jeden Fall zwei entscheidende Dinge für uns ändern. Zum einen würden wir die andere Seite der Medaille von Wohlstand und Luxus, nämlich Hunger, Elend und Not kennen lernen und zum anderen hätten wir bei unserem Ableben weniger vor unserem Gewissen zu bereuen.“

Der nächste Fragesteller, den der Moderator auf seiner Rednerliste führt, will wissen:

„Frau Dog, ich verstehe immer noch nicht, warum mir mein hart erarbeiteter Wohlstand nicht zustehen soll?“

Diese Bemerkung habe ich schon oft gehört und ich entgegne wie immer mit einem anschaulichen Vergleich:

„Hart arbeiten ist doch nicht die Frage. Entscheidend ist, welchen Lohn man für seine Arbeit bekommt. Und da reicht die Skala von viel zu viel bis zu überhaupt nichts. Dass Sie viel zu viel Gehalt für Ihre Arbeit bekommen, haben Sie nicht Ihrer

Intelligenz sondern nur dem Zufall zu verdanken, dass sie hierher geboren wurden. Mit seinen natürlichen Fähigkeiten kann man allenfalls überleben, aber niemals reich werden. Im Übrigen, mein Herr, ist doch wohl hungern tausendmal härter als arbeiten, das den Menschen moderner Wohlstandsgesellschaften in der Regel sogar Spaß macht. Denken Sie bitte mal in aller Ruhe darüber nach.“

Es wundert mich schon den ganzen Abend, dass noch keiner der Anwesenden gefragt hat, wie viel Wohlstand man guten Gewissens für sich in Anspruch nehmen darf. Und deshalb beuge ich mit den Worten vor:

„Was letztendlich jedem einzelnen Menschen an Wohlstand zusteht, sollten die vielen Wirtschaftsexperten unter den angesprochenen Gesichtspunkten endlich mal ausrechnen und der Menschheit offen und ehrlich mitteilen.“

Die etwas abwinkende Handbewegung eines Studenten zeigt mir wieder einmal, wie wenig es die satten Menschen interessiert, auf wessen Kosten sie leben. Und so entschieße ich mich zum x-ten Male zu wiederholen, worauf auch mein Vater schon oft hingewiesen hat:

„Die Verbrechen unserer kapitalistischen Marktwirtschaft an den Menschen der Dritten Welt sind tausendmal schlimmer und gewaltiger als alles, was jemals Menschen anderen Menschen angetan haben. Aber, meine Damen und Herren, statt dieses Unrecht der Gegenwart zu erkennen, blicken wir lieber auf den gekreuzigten Jesus, die im Mittelalter verbrannten Hexen, die Gräueltaten an den Sklaven in den letzten Jahrhunderten oder die ermordeten Juden im Dritten Reich. Diese Verbrechen können wir leider nicht mehr ungeschehen machen, denn sie gehen auf das Schuldenkonto anderer.

Wir sollten uns aber auch nicht einbilden, dem verlassenen Jesus beim Schleppen des schweren Kreuzes geholfen oder den

verfolgten Juden Unterschlupf gewährt zu haben. Beides, meine Damen und Herren, war damals mit einem hohen persönlichen Risiko für das eigene Leben verbunden. Das Elend und den Hungertod zu beseitigen, wäre mit ein bisschen mehr Nächstenliebe und ohne jedes Risiko möglich.“

Der Moderator bedankt sich nochmals bei den beiden Vortragenden und den Fragestellern und beendet die Veranstaltung mit einer kleinen Zusammenfassung des Gehörten.

\*

Mit den letzten Bildern meiner Lebensrückblende, vom Verlassen meines Elternhauses und Umzug in ein kleines Hotelzimmer, von den Reisevorbereitungen und Erlebnissen meiner USA- Tagungsreise und dem Zusammentreffen mit meinem Bruder Julien in New York, werden die Umrisse immer heller und ich erkenne, dass sich die Bilder meiner Wiedergeburt ihrem Ende nähern.

In dem Bewusstsein, dass ich nie erfahren werde, wer mich und meinen Bruder Julien umgebracht hat, tauche ich langsam in das gleißende Licht und die angenehme Wärme des Ewigen Lebens ein, begleitet von einem unendlichen, geistigen Orgasmus der glücklichsten Gefühle und Empfindungen sowie einem nie gekannten Ausmaß an Ruhe und Geborgenheit.

\*

# Mein Tod

Nach der geistigen Wiedergeburt in meinem Lebensfilm heißt es jetzt endgültig Abschied nehmen, von allen irdischen Erinnerungen und Erlebnissen. Wie aus einer fremden Welt dringen noch einmal kaum hörbare, menschliche Stimmfetzen in meine neue Empfindungswelt.

„Bitte treten Sie zurück, diesen beiden jungen Menschen kann keiner mehr helfen, sie sind tot“,

höre ich aus weiter Ferne eine schwache Stimme, die wohl dem herbeigerufenen Hotelarzt gehört. Er flüstert den Umherstehenden zu:

„Bitte verhalten Sie sich noch ein paar Minuten ruhig, damit die beiden ihre ewige Ruhe finden können.“

Mit dem Verklingen dieser menschlichen Männerstimme werden die Bilder mehr und mehr unreal, wie in einem frei erfundenen, schönen Traum. Schwerelos tauche ich auf ein gleißendes Licht zu, das mich wie magisch anzieht und mit einer unbeschreiblich, wohligen Wärme umströmt.

Ich empfinde dabei nur noch ein absolut harmonisches und himmlisches Glücksgefühl. Und ich bin mir gewiss, dass dieser Zustand, in meiner jetzigen Welt, niemals enden wird. Ich befinde mich zwischen meinem klinischen und meinem biologischen Tod und genau dort liegt die Ewigkeit.

\*

Einer von Abermilliarden Lebenskreisen hat sich in diesem Augenblick geschlossen und entflieht der irdischen Welt für

immer. Sämtliche Informationen zur Person und zum Lebensablauf der Wissenschaftlerin Dr. Susej Dog sind in ihrem biologischen Speicher endgültig gelöscht.

Was bleibt, sind die Erinnerungen und Bilder in den Köpfen ihrer Mitmenschen und Haustiere, so dass sie in deren Träumen und geistigem Lebensrückblick jederzeit wieder in Erscheinung treten kann.

\*

Vom Eintritt des klinischen Todes bis zum Eintreffen der New Yorker Mordkommission waren keine zehn Minuten vergangen. Der leitende Police Inspector, ein hoch gewachsener Amerikaner mit Stoppel-Haarschnitt, ließ sich vom Hotelarzt kurz aufklären und sah sich dann den Tatort ausführlich an.

Anhand der Ausweise und Flugtickets war leicht festzustellen, dass es sich bei den beiden Leichen um ein Geschwisterpaar aus Europa handelte, das aber getrennt in die Staaten eingereist war.

Er gab seinem Sergeant den Auftrag herauszufinden, warum die Schwester alleine in diesem Hotelzimmer gewohnt hatte und was ihr Bruder Julien in den Vereinigten Staaten gemacht hatte.

Anhand der durchwühlten Schränke, Koffer und Taschen sowie der Stellung der Toten bestand für den amerikanischen Inspector von Anfang an nicht der geringste Zweifel, dass es sich hier um einen Doppelgiftmord handeln musste. Das verwendete Gift wird die Obduktion der Leichen im Labor ergeben.

Nachdem die Spurensicherung abgeschlossen war, ließ der Police Inspector die Leichen ins gerichtsmedizinische Institut der Stadt abtransportieren und das von Neugierigen umlagerte Hotelzimmer versiegeln.

Da es sich bei den beiden Toten um Ausländer handelt, musste möglichst schnell gehandelt werden, um keinen Imageschaden für diese Megacity draußen in der Welt entstehen zu lassen. In diesem Sinne kann er auf einen Telefonanruf des Ersten Bürgermeisters der Stadt in den nächsten Stunden mit Sicherheit wetten.

In einer Plastiktüte hielt er das wichtigste Beweismittel, nämlich die Sektflasche, in der sich noch Reste der tödlichen Mischung befanden. Zu seiner Erleichterung stellte er fest, dass es sich um eine europäische Sektmarke handelte.

Damit schien die Spur aus den Staaten hinauszuweisen. Das ist schon mal sehr beruhigend zu wissen, schien der Police Inspector zu denken. Er setzte sich in seinen Dienstwagen und fuhr zu seinem Department, das nur ein paar Häuserblocks entfernt lag.

Sein Sergeant wartete bereits auf ihn und teilte ihm mit, daß der tote Bruder bei einem Basketballverein im Nordosten der Stadt als Gastspieler für eine Woche eingeladen war und am Training regelmäßig teilgenommen hatte.

Sein Rückflug war für Morgen vorgesehen, weshalb er noch schnell seine Schwester besucht hatte, die zufällig zur gleichen Zeit in der Stadt an einem Fachkongress teilnahm.

„Worum ging es denn auf dieser Tagung?“

wollte der Inspector wissen, nachdem er sich eine Tasse Kaffee aus dem Automaten geholt hatte.

„Soweit ich dieses Fachchinesisch in den Tagungsunterlagen überhaupt verstehe,“

erwiderte der Sergeant,

„ging es um künstliche Maschinenwesen, also denkende Roboter. Dass das Motiv in diesem Umfeld zu suchen ist, kann ich mir allerdings nicht vorstellen.“

Der Police Inspector ließ sich die Tagungsunterlagen aus dem Hotelzimmer der Toten geben und gab seinem Sergeanten den

Auftrag, nochmals im Umfeld des Basketballvereins zu recherchieren, um mehr über den Aufenthalt des Bruders in Erfahrung zu bringen.

Denn eines schien am Hergang der Tat ziemlich sicher zu sein, dass nur der Bruder den europäischen Sekt in das Hotelzimmer mitgebracht haben konnte. Aber, wenn er seine Schwester töten wollte, warum hatte er dann selbst davon getrunken?

Die einzige Schlussfolgerung, die unter diesen seltsamen Umständen noch übrig blieb, konnte nur lauten, dass ein Dritter den Sekt vergiftet haben musste, um mindestens eines der beiden Geschwister aus dem Weg zu räumen.

Der Bruder schied als das eigentliche Opfer aus, da man ihm den Sekt auch ohne die Schwester hätte verabreichen können. Bleibt nur die Schwester, an deren Ableben der Mörder oder ein Hintermann großes Interesse hatte.

Oder sollte alles nur ein Ablenkungsmanöver sein? Der Police Inspector entschied sich dafür, noch einige Nachforschungen anzustellen, um einen möglichst ausführlichen Bericht an die Polizeibehörden in der Heimatstadt der Getöteten übermitteln zu können.

Doch jetzt musste er unbedingt seinen Kurzbericht losschicken, damit die zuständigen Behörden in Europa die Angehörigen der Toten verständigen und die Leichen möglichst bald in das Heimatland überstellt werden konnten.

Gegen Abend kam sein Sergeant mit erhobenem Daumen ins Büro gestürzt und legte, ohne eine Reaktion seines Vorgesetzten abzuwarten, los:

„Bingo, Chief. Von den Mitspielern des Vereins habe ich in Erfahrung gebracht, dass der Bruder Besuch von einem circa dreißigjährigen Mann bekommen hat. Die beiden haben sich in ihrer Muttersprache unterhalten.

Der mutmaßliche Mörder hat nach Aussagen des Zeugen schwarzes kurz geschnittenes Haar, ist ungefähr ein Meter fünfundsiebzig groß, schlank und machte einen nervösen Eindruck.

Einer der Spieler,“

berichtet er ohne Luft zu holen weiter,

„hat sogar beobachtet, wie der Fremde seinem Landsmann eine Flasche im Umkleideraum übergeben hat.“

„Gute Arbeit, Sergeant,“

erwiderte der Police Inspector und fuhr fort,

„dann können wir mit größter Wahrscheinlichkeit davon ausgehen, dass der Mordanschlag der Schwester gegolten hat und der Bruder als unschuldiges Bauernopfer dran glauben musste.“

An seinen Sergeanten gewandt sagte er:

„Gehen Sie zur Sicherheit noch die Passagierlisten der Fluggesellschaften in der fraglichen Zeit anhand der Personenbeschreibung durch. Vielleicht haben wir Glück und können unseren Kollegen in Europa den Täter benennen.“

\*

Der vorläufige Bericht zum Hergang der Tat lief zwei Tage nach dem mysteriösen Giftmord gegen 10.30 Uhr bei der zuständigen Dienststelle in der Heimatstadt der Opfer ein.

Aufgrund einer kurzen telefonischen Vorabinformation aus den Vereinigten Staaten hatte man im Polizeipräsidium bereits in der Mordnacht eine fünfköpfige Sonderkommission gebildet, die sich mit der raschen Aufklärung des Verbrechens intensiv beschäftigen sollte.

Der Doppelmord an den beiden Geschwistern ging ausführlich durch die gesamte Weltpresse und hatte großes Interesse in der Öffentlichkeit geweckt. Insbesondere die Sprecher der ameri-



kanischen Polizei waren stark daran interessiert klarzustellen, dass die Hintermänner in Europa zu suchen seien.

Die wildesten Spekulationen und Verschwörungstheorien wurden in den Medien angestellt und einige europäische Pressevertreter nutzten ausgiebig die Gelegenheit, ihrem unbegründeten Unmut über die kriminellen Verhältnisse in den USA ungeniert Luft zu machen.

Mit der Leitung der Sonderkommission wurde ein fünfundvierzigjähriger Hauptkommissar beauftragt, der mit seinen Mitarbeitern direkt nach Eingang der Faxmeldung eine Dienstbesprechung abhielt.

Er zählte den anwesenden Kripobeamteten noch einmal ganz kurz die bisher bekannten Erkenntnisse der amerikanischen Polizei auf:

„Eine neunundzwanzigjährige Wissenschaftlerin wird in ihrem Hotelzimmer im New Yorker Stadtteil Manhattan mit einem vergifteten Glas Sekt umgebracht. Den Sekt muss ihr Bruder mitgebracht haben, der ebenfalls ums Leben kam. Insofern, meine Herren, müssen wir von Hintermännern ausgehen, die am Tode der Frau oder beider Geschwister ein Interesse gehabt haben.

Der ausführliche Bericht, verehrte Kollegen, sowie das endgültige Ergebnis der Obduktion werden in den nächsten Stunden oder Tagen bei uns eintreffen. Bis dahin möchte ich Sie bitten, das gesamte Umfeld der Getöteten, genau nach Motiven für den Mord zu durchleuchten.

Ich werde inzwischen diese traurige Nachricht den Hinterbliebenen überbringen. Nach den Reisepässen der Toten zu schließen, wohnten die beiden Geschwister erstaunlicherweise noch zu Hause bei ihren Eltern.“

\*

Die Obduktion der Leichen durch die amerikanischen Behörden ergab zweifelsfrei, dass die sichergestellte Sektflasche eine hohe Dosis an Arsen enthielt. Diese Giftmenge, so stand in dem Bericht weiter, hätte ausgereicht, um eine ganze Fußballmannschaft ins Jenseits zu befördern.

„Da schien aber jemand auf Nummer sicher gegangen zu sein, Partner,“

sagte der Police Inspector in New York zu seinem jungen Sergeanten. Dieser war seit zwei Tagen pausenlos dabei, die einzelnen Airlines am Telefon abzuklopfen, um eventuell einen Hinweis auf den Täter zu bekommen. Bisher jedoch ohne konkretes Ergebnis.

Der Chief Inspector hatte die Kurzfassung, das so genannte Abstract, des Beitrags der Getöteten aus der gedruckten Tagungszusammenfassung studiert und konnte beim besten Willen keinen Hinweis auf ein Motiv finden.

„Diese junge Wissenschaftlerin hat sich mit den Gemeinsamkeiten des menschlichen Gehirns und eines Elektronengehirns beschäftigt,“

sagte er während der Frühstückspause zu seinem Gegenüber.

„Wen sollte so ein harmloser Vergleich zu einem Mord verleiten? Außerdem handelt es sich um eine ausgesprochen sympathische junge Dame, die bestimmt niemanden etwas zu Leide getan hat.“

Ich glaube, wir können den Fall aus unserer Sicht bald abschließen und die Akten den Kollegen in Europa per Fax übermitteln.“

\*

Seit Tagen versuchte Susej's Mutter nun schon ihre Tochter in ihrem amerikanischen Hotelzimmer telefonisch zu erreichen. Doch es ging bislang keiner an den Apparat.

Sie machte sich große Sorgen um ihre Tochter, die noch nie solange kein Lebenszeichen von sich gegeben hatte.

Auch der Vater war inzwischen sehr besorgt und schlug beim gemeinsamen Frühstück im Esszimmer vor, die Polizei anzurufen und um ihre Mithilfe zu bitten. Doch plötzlich hielt er den Atem an, wurde er mit einem Mal ganz still und blickte wie versteinert von seiner Morgenzeitung auf.

Nach einer Weile sagte er mit belegter Stimme:

„Ich glaube, wir müssen jetzt alle ganz stark sein. Hier auf der Titelseite steht, dass in New York eine junge Wissenschaftlerin aus Europa und ihr Bruder vergiftet in einem Hotelzimmer aufgefunden wurden.“

Die Mutter wurde schneeweiß im Gesicht und glitt mit einem tiefen Seufzer ohnmächtig in sich zusammen. Ihr Kopf blieb regungslos auf ihren verschränkten Armen auf der Tischplatte liegen. Auch der Rest der Familie war wie gelähmt und alle schauten wie gebannt auf den Zeitungsausschnitt, wo über das Motiv und die Täter hemmungslos spekuliert wurde.

Nachdem der Vater ein Glas Wasser für seine Frau aus der Küche geholt hatte, las er den ganzen Abschnitt über die schreckliche Tat mit zitternder Stimme vor. Alle am Tisch hatten Tränen in den Augen, denn es gab für sie keinen Zweifel, dass es sich um Susej und Julien handeln würde.

Der Zustand der Mutter verschlimmerte sich, so dass sie starke Tabletten gegen ihr Herzrasen einnehmen musste. Der Vater und die Kinder machten sich große Sorgen um ihren Zustand und waren doch selbst wie gelähmt.

In die gespenstische Stille hinein schlug die Türklingel an. Marvin ging zur Tür und kam mit einem fremden Mann zu-

rück. Diesen schien die traurige Stimmung nicht zu verwundern, denn er sagte:

„Guten Tag, ich bin von der Mordkommission. Sind Sie Familie Dog? Es tut mir sehr leid, aber Sie müssen jetzt sehr stark sein. Ich habe leider eine sehr traurige Nachricht zu überbringen.“

Dann sah der Kommissar den Zeitungsabschnitt auf dem Tisch liegen und bestätigte, dass es sich bei den beiden Vergifteten um die fehlenden Familienmitglieder handelte. Diese Gewissheit legte sich wie ein schwerer Schleier über die ganze Familie.

Der Kommissar sprach der Familie sein aufrichtiges Beileid aus und begleitete dann den Vater in dessen Arbeitszimmer, um ihn über den bisherigen Ermittlungsstand zu unterrichten. Da das Motiv für den Mord immer noch völlig im Dunklen lag, fragte er:

„Herr Dog, können Sie sich vorstellen, wer vom Tode Ihrer Tochter einen Vorteil haben könnte? Wir können nämlich mit Sicherheit davon ausgehen, dass der Anschlag nur ihrer Tochter gegolten hat und ihr Sohn mehr oder weniger kaltblütig geopfert wurde.“

Der Vater dachte einige Zeit nach und meinte:

„Der Mord kann eigentlich nur mit den Forschungsergebnissen meiner Tochter zu tun haben. Sie selbst hatte seit geraumer Zeit Befürchtungen, dass ihr etwas zustoßen könnte. Um uns da nicht mit hineinzuziehen, hat sie vor ein paar Wochen ihr Zimmer hier im Hause aufgegeben und ist in ein kleines Hotel in der Innenstadt gezogen.“

„Kennen Sie den Namen des Hotels und wissen Sie über den Inhalt der Untersuchungen ihrer Tochter Bescheid?“

wollte der Kommissar wissen.

„Ja, natürlich. Sie wohnte nicht allzu weit von hier im Cityhotel. Beruflich hat sie sich mit der Verknüpfung von Wohlstand

und Armut sowie der Schöpfung und dem Tod beschäftigt. Ihre logischen und ehrlichen Erkenntnisse sind für alle vermögenden Menschen und alle Religionsfürsten nicht besonders erfreulich. Meine Tochter wollte nach ihrer Rückkehr aus den Vereinigten Staaten darüber ein Buch veröffentlichen, dessen Inhalt man durchaus als gesellschaftspolitisch hoch explosiv einstufen könnte.“

Der Kommissar ließ es damit fürs erste bewenden. Er versprach der Familie, alles zu tun, um den oder die Mörder möglichst schnell dingfest zu machen. Dann fuhr er zurück in sein Büro im Polizeipräsidium.

\*

Nachdem die amerikanische Kriminalpolizei endgültig keine weiteren Hinweise auf ein Motiv oder einen möglichen Täter finden konnte, schickte der Police Inspector den vollständigen Abschlußbericht an die zuständigen Behörden im Heimatland der Opfer und bot auch für die Zukunft seine Mithilfe bei der Lösung des hinterhältigen Geschwistermords an.

\*

# Meine Mörder

Vor einem Nobelhotel, knapp hundert Kilometer von der Heimatstadt der beiden Mordopfer entfernt, fuhr an diesem regnerischen Abend eine schwarze Limousine vor. Der Chauffeur stieg hastig aus, um seinem korpulenten Fahrgast und Vorgesetzten aus dem Wagen zu helfen.

Dieser war an seiner schwarzen Kleidung unschwer als ein hoher kirchlicher Würdenträger zu erkennen. Er gab seinem Fahrer die Anweisung, hier vor dem Hoteleingang auf ihn zu warten.

Mit großen Schritten durchquerte der Kirchenmann den Eingangssaal des Hotels und steuerte direkt auf die Rezeption zu.

„Guten Abend, für mich wurde ein Zimmer reserviert.“

„Selbstverständlich, Hochwürden, bitte hier ist der Schlüssel für die Prominentensuite im zehnten Stock. Kann ich sonst noch etwas für Sie tun?“

„Ich erwarte gleich Besuch von zwei Herren. Wenn Sie sie bitte zu mir nach oben schicken könnten. Ach ja, und wenn Sie den Zimmerservice noch verständigen würden, uns eine Flasche Champagner und drei Gläser zu servieren.“

Daraufhin bestieg er einen der gläsernen Fahrstühle und fuhr nach oben. Im Wohnraum seiner Hotelsuite ließ er sich in ei-

nen der bequemen Sessel fallen und öffnete seinen mit Goldbeschlagen versehenen Aktenkoffer.

Er entnahm eine Art Manuskript und begann aufgeregt darin zu blättern und zu lesen. Zu den vielen Notizen an den Seitenrändern kamen neue hinzu. Das war er las, schien ihm große Sorgen und Unbehagen zu bereiten.

Ein Klopfen an der Eingangstür befreite ihn nach einiger Zeit von seiner unerfreulichen Lektüre. Er schleppte seinen übergewichtigen Körper zur Tür und fragte nach, wer denn da sei.

„Bach und Meier,“ meldete sich eine gedämpfte Stimme.

Der Kirchenmann schloss auf und zwei dunkle Gestalten huschten ins Zimmer. Die drei schienen sich zu kennen und nachdem sie sich begrüßt und Platz genommen hatten, ergriff der Organisator dieser Verschwörung das Wort:

„Meine Herren, ich danke Ihnen, dass Sie gekommen sind. Wie ich der Presse bereits entnehmen konnte, war unser Plan und dessen Umsetzung ein voller Erfolg. Und die Polizei tappt völlig im Dunkeln. Gute Arbeit.

Na, wie war denn Ihr kleiner Ausflug über den großen Teich in die Vereinigten Staaten, Herr Meier? Wie lange sind Sie denn schon wieder zurück?“

Der Angesprochene antwortet gequält und etwas unsicher:

„Mein Flugzeug ist gestern Nachmittag gelandet und ich wollte Sie sofort anrufen, um Ihnen den Erfolg meiner Mission zu vermelden. Leider konnte ich Sie nicht erreichen, da Sie zu einer wichtigen Besprechung verreist waren.“

„Ja, leider musste ich meinen Amtskollegen im ‚Ring für eine saubere Kirche‘ Rede und Antwort stehen. Schließlich hatten sie mich zum Leiter der Aktion ‚Susej Dog‘ bestimmt und wollten endlich Ergebnisse sehen.

Bitte erzählen sie mir doch zunächst den Ablauf ihres Aufenthaltes in Amerika in allen Einzelheiten, Herr Meier.“

„Es lief alles so, wie wir es geplant und eingefädelt hatten,“ begann dieser seinen Situationsbericht und fuhr fort:

„Meine Spur habe ich dadurch verwischt, dass ich zur Einreise in die USA einen riesigen Umweg über Japan und Hawaii gemacht habe, um die Ermittlungen und Nachforschungen der Polizei bei den Fluggesellschaften zu erschweren.

Den Bruder unserer Zielperson hatte ich heimlich in seinem Trainingslager getroffen und ihm den vergifteten Sekt als Geschenk überreicht. Ich habe ihm vorgeschlagen, die Flasche als Wiedersehenstrunk mit zu seiner Schwester zu nehmen. Von dieser Idee war er sofort sehr angetan.

Der Rest war einfach, denn ich musste nur noch vor der Zimmertür des Hotels warten bis es still geworden war und schon konnte ich das Zimmer durchwühlen, mir den Laptop von Frau Dog unter den Arm klemmen und über Hawaii und Japan wieder nach Europa zurückfliegen.

Inzwischen habe ich bereits sämtliche Daten von der Festplatte gelöscht und Herrn Bach den Laptop zur Vernichtung übergeben.“

Der Geistliche richtete seinen listigen Blick nun zu Herrn Bach und dieser meinte:

„Der Laptop ist zwischenzeitlich in einem Unternehmen für Elektronikschrott absolut sicher entsorgt worden und damit für die Polizei sowohl unbrauchbar als auch unauffindbar. Auch habe ich die Sicherheitsdiskette, die mir Frau Dog kurz vor ihrem Abflug anvertraut hatte, gelöscht und mechanisch zerstört.“

„Gute Arbeit, meine Herren, Sie haben unserer Sache einen großen Dienst erwiesen, zum Wohl,“ meinte der Kirchenfürst und übergab den beiden jeweils ein Glas Champagner und einen dicken Umschlag für ihren erfolgreichen Job im Namen der Kirche.



Die beiden Handlanger steckten ihren schmutzigen Lohn hastig in die Manteltaschen und erhoben sich ohne leer zutrinken, um möglichst schnell wieder verschwinden zu können. Schließlich musste Hochwürden ja nicht unbedingt erfahren, dass Meier etwas an der Wahrheit gedreht hatte.

„Allerdings, meine Herren,“

meinte der Würdenträger zum Abschluss noch,

„bestehe ich darauf, dass wir uns niemals getroffen haben, beziehungsweise wieder sehen werden, damit die Angelegenheit möglichst schnell in Vergessenheit geraten kann.“

Und er fügte noch hinzu:

„Ich muss Ihnen nicht erst sagen, welcher Schaden unserer Organisation entstehen würde, sollte ich in irgendeiner Weise mit diesem Vorfall in Verbindung gebracht werden.“

Nachdem die beiden Handlanger das Zimmer verlassen hatten, ließ er sich wieder auf das Sofa fallen und einen Seufzer der Erleichterung ausstoßen. Genüsslich warf er Blatt für Blatt des verhassten Buchmanuskripts in das Feuer, das im offenen Kamin lichterloh brannte.

Sein Triumph wurde einmal kurz unterbrochen, als sein Handy klingelte und er nur knapp antwortete:

„Sagen Sie Seiner Exzellenz bitte, dass von dieser Person endgültig keine Gefahr mehr für unsere Kirche ausgeht. Danke und Gottes Gruß.“

Erst als das letzte Blatt in schwarze Asche verwandelt und die Champagnerflasche leer getrunken war, ließ er sich in seine schwarze Limousine mit Privatchauffeur fallen und zu seiner luxuriösen Dienstvilla mit separatem Schwimmballenanbau auf einem parkähnlichen Grundstück bringen.

Als der kirchliche Würdenträger dann, wie gewohnt, seine Runden im wohltemperierten Swimmingpool drehte, überkam ihn mehr und mehr das stolze Gefühl, dass er großes für den

seelischen Frieden unter den frommen Menschen geleistet habe. Aus seinem habgierigen Blickwinkel gesehen, hatte er sicherlich allen Grund dazu.

\*

Die Dienstbesprechung der Sonderkommission im Fall Dog begann pünktlich um 9.00 Uhr. Der Hauptkommissar begrüßte voller Ungeduld seine vier Mitarbeiter, einen Kommissar als Stellvertreter und drei jüngere Assistenten.

„Nun, meine Herren, was haben Ihre bisherigen Ermittlungen in unserem neuen Mordfall ergeben?“

Einer der Assistenten legte eine Tüte mit den persönlichen Gegenständen der Toten auf den Tisch und erklärte:

„Diese Habseligkeiten habe ich gestern an der Rezeption des Cityhotels abgeholt. Das ehemalige Zimmer der Toten konnte leider nicht mehr nach Spuren untersucht werden, da es bereits wieder an andere Gäste vermietet worden war.“

Er öffnete die Tüte und brachte neben ein paar Kleidungsstücken und Kleinkram auch noch einen schmalen DIN-A4 Aktenordner zum Vorschein. Dieser enthielt neben einem Wust an Notizen ganz am unteren Ende einen Autorenvertrag mit einem renomierten Buchverlag der Stadt.

Der Hauptkommissar entnahm den Notizen nur Hinweise, die in irgendeiner Form mit dem geplanten Buchprojekt standen. An seinen Assistenten gewandt, sagte er mit Blick auf die dahinter hängende Wanduhr:

„Gehen Sie bitte den ganzen Ordner in Ruhe durch und setzen Sie sich mit dem zuständigen Verlagslektor in Verbindung. Versuchen Sie bitte herauszufinden, worin die Provokanz des Buchinhalts besteht und für wen darin ein Tatmotiv liegen könnte.“

Ach ja, vielleicht gibt Ihnen ja der zuständige Lektor eine Kopie dieses lebensgefährlichen Werkes mit. Würde mich sehr interessieren, da mal einen ausführlichen Blick hineinzuworfen.“

Da dieser Punkt abgehakt schien, ergriff jetzt der stellvertretende Kommissar das Wort:

„Liebe Kollegen, heute früh sind auch die persönlichen Gegenstände der Ermordeten aus den Vereinigten Staaten eingetroffen. Neben den Kleidungsstücken, der Kulturtasche und ein paar Unterlagen über die Tagung, die sie besucht hatte, gibt es keine konkreten Anhaltspunkte zum Hergang oder Motiv der Tat.

Auch die Kollegen von der amerikanischen Spurensicherung konnten absolut nichts im Mordzimmer des Hotels entdecken. Nach Rücksprache mit dem zuständigen Polizeidepartment habe ich die Überführung der Leichen abgestimmt. Sie werden heute Abend am Flughafen eintreffen und erstmal dort ins Leichenschauhaus gebracht.“

„Vielen Dank, Herr Kollege,“

schaltete sich der Hauptkommissar jetzt wieder in die Besprechung ein,

„und sorgen Sie dafür, dass die beiden toten Geschwister in den nächsten Tagen hierher überführt werden. Bitte verständigen Sie auch umgehend die Familie der beiden Toten, damit diese das Begräbnis veranlassen kann.

So, meine Herren, nachdem uns nun auch der vollständige Bericht der Amerikaner vorliegt, möchte ich sie über den aktuellen Stand der Ermittlungen informieren.“

Der Hauptkommissar blätterte nervös in einem mehrseitigen Fax und berichtete seinen Mitarbeitern, dass der Mordan-

schlag eindeutig der Schwester gegolten habe und der Bruder nur Mittel zum Zweck gewesen sei.

Dann übersetzte er weiter, dass der Bruder als Gastspieler für ein paar Tage einen amerikanischen Basketballverein besucht habe.

Einer der Mitspieler habe beobachtet, wie er von einem circa dreißigjährigen Mann eine Flasche Wein oder Sekt bekommen habe, dabei sollen sich die beiden in ihrer Muttersprache unterhalten haben.

Der Fremde mit dem tödlichen Geschenk habe nach Aussage des Zeugen schwarzes kurz geschnittenes Haar, sei ungefähr ein Meter fünfundachtzig groß, schlank und machte einen nervösen Eindruck.

An seinen Mitarbeiter gewandt, sagte der Hauptkommissar:

„Erstens, gehen Sie bitte zur Sicherheit noch einmal die Passagierlisten der Fluggesellschaften in der fraglichen Zeit anhand der Personenbeschreibung durch. Vielleicht haben wir etwas mehr Glück als unsere amerikanischen Kollegen.

Zweitens, finden Sie heraus, wieso der Bruder diese US-Mannschaft besuchen konnte. Vielleicht hatte er einen Sponsor bei seinem Basketballverein hier in der Stadt?

Drittens überprüfen Sie bitte sämtliche Tagungsunterlagen der Toten auf mögliche Hinweise auf ein Motiv. Ich danke Ihnen meine Herren, wir treffen uns morgen früh wieder hier. Viel Erfolg.

Ach ja, ehe ich es noch vergesse, wir sollten selbstverständlich auch überprüfen, ob das verwendete Gift möglicherweise in einer Apotheke oder einem Krankenhaus entwendet wurde.“

Nach dieser Dienstbesprechung ging der Hauptkommissar direkt zu einer kurzfristig einberufenen Pressekonferenz im Tagungsraum des Polizeipräsidiums. Dieser mysteriöse Fall war

längst zum Highlight und Quotenrenner der kompletten Medienlandschaft geworden.

Um den Mörder und eventuelle Hintermänner weiterhin in Sicherheit zu wiegen, ließ man von Seiten der Polizei die öffentliche Berichterstattung in dem Glauben, dass es sich um einen Doppelmord handele und das Motiv noch völlig im Dunkeln liege, man aber eine Verwicklung mit amerikanischen Personen oder kriminellen Organisationen ziemlich sicher ausschließen könne.

\*

Die Beerdigung der beiden Geschwister auf dem zentralen Waldfriedhof stieß in der örtlichen Bevölkerung ebenso wie in der breiten Öffentlichkeit auf größtes Interesse. Aufgrund der unzähligen Fernsehkameras und Reporterteams hätte man auf eine Prominentenbeerdigung schließen können.

Auf ausdrücklichen Wunsch der Eltern sollte das Begräbnis ohne geistlichen Beistand erfolgen. Die beiden Verstorbenen waren in der Totenkapelle aufgebahrt und ihre ganze Familie saß schweigend auf den ersten Bänken.

Für die Presse war der Zutritt zur Friedhofskapelle, an diesen stillen Ort des endgültigen Abschieds von den Hüllen der Toten, ausdrücklich verboten worden. Nach einer Weile der absoluten Stille und Besinnung, spielte die Orgel auf ein Handzeichen des Vaters einige Abschiedslieder.

Danach wurden die beiden schlichten Säрге von den Mitarbeitern des Bestattungsunternehmens für immer verschlossen und behutsam auf zwei Leichenkarren gestellt.

Im Blitzlichtgewitter der Medien folgten die Eltern und elf Geschwister sowie viele Freunde und Bekannte der Prozession von der Kapelle, durch die langen Reihen der Gräber, bis hin

an die Stelle, an der zwei frische Hügel für ein Doppelgrab ausgehoben waren.

Während ein Geiger im Hintergrund leise und ergreifend das Lied vom Tod und Ewigen Leben spielte und die Särge langsam in die Erde versenkt wurden, musste die Mutter von ihren Söhnen gestützt werden.

Als die letzten Klänge der Geige weggeweht waren, trat der Vater mit schweren Schritten an das offene Grab, um ein paar Worte zu sprechen:

„Liebe Susej, lieber Julien, wir müssen heute leider endgültig von euch Abschied nehmen. Susej, mein Mädchen, ich weiß, du hattest deinen Tod geahnt und trotzdem kam er für uns alle zu plötzlich und überraschend. Julien, mein Junge, du musstest für deine Gutgläubigkeit ebenfalls unschuldig sterben. Wie gerne hätten wir, eure Eltern und Geschwister, noch viele glückliche Jahre mit euch beiden verbracht.“

Mit tränenerstickter Stimme fuhr er fort:

„Lebt wohl, unsere lieben Kinder, wir werden die Erinnerung an euch ganz fest in unseren Herzen bewahren und euch nie vergessen. Mögen eure Mörder bitter für diese sinnlose Tat bezahlen müssen.“

Die beiden Eltern warfen je drei Schippen Erde auf die Särge und jedes der elf Geschwister ließ behutsam eine rote Rose in das Grab fallen. Die Familie verließ daraufhin eiligst die Grabesstätte, um den vielen geheuchelten Beileidsbekundungen zu entgehen.

Dieser Abgang war noch einmal von einem heftigen Blitzlichtgewitter begleitet und gab dann auch sogleich für die abseits stehenden Leichengräber das Signal, das offene Doppelgrab wieder mit Erde aufzufüllen.

In einer der hinteren Reihen stand unter den Anwesenden das komplette Team des Instituts für künstliche Intelligenz, ein-

schließlich des Assistenten Meier, der bei den Worten des Vater sichtlich nachdenklicher wurde.

Die Kripo war ebenfalls mit der Absicht anwesend, eventuelle Auffälligkeiten zu registrieren und einen Überblick über die Trauergäste zu bekommen.

\*

Bei der heutigen Besprechung der Soko ‚Susej Dog‘ im Polizeipräsidium konnte keine richtige Stimmung aufkommen, da keiner in der Gruppe positive Erkenntnisse von seinen Ermittlungen mitgebracht hatte.

Der stellvertretende Kommissar berichtete von seinem Besuch beim Verlag der toten Autorin und vom Zusammentreffen mit dem zuständigen Lektor. Dieser habe ihm gegenüber ergriffen sein Bedauern über das tragische Ende einer so begabten Schriftstellerin zum Ausdruck gebracht. Weiter meinte der Kommissar:

„Wenn ihr mich fragt, scheidet das Umfeld des Verlags für die Motivsuche aus. Seltsam allerdings ist die Tatsache, dass der Verlag über keinerlei vollständige Manuskriptunterlagen verfügt, obwohl bereits vor Wochen ein Autorenvertrag unterzeichnet wurde.“

„Wir sollten auf alle Fälle diesen Aspekt im Auge behalten,“ schaltete sich der Hauptkommissar ein und ergänzte:

„Nur welchen Sinn macht es, wenn ein Verlag eine seiner hoffnungsvollsten Schriftstellerinnen aus dem Weg räumen lässt? Sollte die Lösung des Falls, wie in den meisten Mordfällen, vielleicht doch eher im privaten Umfeld der Getöteten liegen?“

Zu seinen Assistenten gewandt sagte der Hauptkommissar:

„Wir drehen uns im Kreis und kommen keinen Millimeter weiter. Was haben denn die Anrufe bei den Fluggesellschaften ergeben?“

Einer der drei Angesprochenen ergriff das Wort:

„Leider bisher ohne konkreten Erfolg, Chef. Wir haben den ganzen Tag und die halbe Nacht herumtelefoniert, Reisebüros aufgesucht und eine ganze Liste von Personen zusammengestellt, auf die die Beschreibung aus Amerika passt. Allerdings stecken wir mitten in der Überprüfung und haben bisher noch keine Verbindung zu den toten Geschwistern herstellen können.“

An seinen Stellvertreter gewandt, stellte der Hauptkommissar die Frage:

„Waren Sie gestern nicht auch noch beim hiesigen Basketballverein gewesen, um herauszufinden, ob der Amerikaausflug des Bruders etwa eine Belohnung für hervorragende sportliche Leistungen gewesen ist?“

Der Kommissar nippte an seiner Kaffeetasse und meinte:

„Die Mannschaftskameraden bestätigten mir, dass es eine lange Tradition des Vereins sei, den besten Spieler einer Saison für einen kurzen Schnupperkurs in die amerikanische Profiliga zu schicken.

Warum die Wahl in diesem Jahr ausgerechnet auf das Mordopfer gefallen sei, konnte sich keiner der Mitspieler so recht erklären, denn Julien sei eher sportliches Mittelmaß mit ausbaufähigen Qualitäten gewesen.

Für die Beantwortung dieser Frage, Kollegen, musste ich bis zum Vorstand des Vereins vordringen. Dieser erklärte mir, dass er sich bei solchen Entscheidungen voll auf die Urteilskraft seines Trainers verlässt. Ich ließ mir die Adresse des Coachs geben und werde diesen jetzt gleich anschließend zu Hause aufsuchen.“



Der Hauptkommissar und seine vier Mitarbeiter verabredeten sich wiederum zur nächsten Lagebesprechung auf morgen früh.

\*

Während sich die Assistenten der Sonderkommission an die Überprüfung der langen Computerlisten mit männlichen Flugpassagieren machten, fuhr der Kommissar mit seinem Dienstwagen zur Adresse des Basketballtrainers.

Als ihm auf sein Klingeln niemand die Wohnungstür öffnete, versuchte er es an der Nachbarstür. Eine ältere Frau in einer Kittelschürze erklärte ihm dann, dass Herr Meier an der Universität arbeite und dort bestimmt zu finden sei.

Außerdem berichtete sie noch, dass Herr Meier mit seiner Mutter zusammen wohne, diese aber zur Zeit mit einem komplizierten Knochenbruch im Krankenhaus liege.

Da die Nachbarin weder die Fakultät noch den Namen des Instituts wusste, machte sich der Kommissar auf den Weg zur zentralen Univerwaltung. In der Abteilung für Personalangelegenheiten erfuhr er, dass Herr Meier wissenschaftlicher Assistent am Institut für künstliche Intelligenz sei.

War das nicht dasselbe Institut, an dem auch die Ermordete beschäftigt war? Langsam schien Licht in diese undurchsichtige Geschichte zu kommen.

Der Institutsdirektor sah sehr mitgenommen aus. Tief hatte ihn der plötzliche Verlust seiner Mitarbeiterin Susej Dog getroffen. Er ging davon aus, dass der Kommissar ihretwegen gekommen sei und erzählte ihm sogleich von ihren bisherigen Forschungsaktivitäten an seinem Institut.

„Mit den Arbeitsergebnissen im Rahmen ihrer Habilitationsschrift bin ich noch nicht vertraut, da solche Arbeiten von dem

angehenden Privatdozenten in wissenschaftlicher Eigenverantwortung durchgeführt werden,“

meinte der Universitätsprofessor ergänzend.

Der Kommissar lenkte dann das Gespräch auf die anderen Mitarbeiter und ließ sich auch einiges über die Aufgaben des Herrn Meier berichten.

„Wissen Sie Herr Kommissar, dieser junge Mann ist hochbegabt. Er scheint aber Probleme zu haben, im Umgang mit anderen Menschen und ich glaube auch mit Frauen. Man sagt, er sei als ein absolutes Muttersöhnchen erzogen worden.“

Auf Wunsch des Kommissars griff der Professor zum Telefon, um seinen Assistenten in sein Büro zu bitten. Aus dem Forschungslabor wurde ihm jedoch mitgeteilt, dass Herr Meier sich den Vormittag für eine wichtige private Angelegenheit frei genommen habe.

Hastig verabschiedete sich der Kommissar vom Leiter des Instituts und gab im Rausgehen der Sekretärin seine Karte mit der Bitte, dass Herr Meier nach seiner Rückkehr ihn doch anrufen solle.

Bei dieser Gelegenheit erfuhr er auch noch, dass Herr Meier ein Auge auf Frau Dog geworfen hatte, diese ihn aber immer wieder abblitzen ließ. Nach Auskunft der Sekretärin soll die Ermordete Angst vor ihm gehabt haben.

Die Sekretärin erinnert sich jetzt auch wieder daran, dass Fräulein Dog sie einmal gefragt habe, wie sie diesen aufdringlichen Kerl am besten loswerden könne.

\*

Auf dem Weg ins Polizeipräsidium machte der Kommissar an einer Imbissbude halt, um bei einer Bratwurst und einem kühlen Bier die Fakten noch einmal zusammen zu fassen:

„Der wissenschaftliche Assistent hatte sich in die junge Frau verliebt und wollte sie näher kennen lernen. Diese wollte von ihm aber anscheinend nichts wissen. Der klassische Fall, der schon oft zu Eifersuchtsdramen geführt hat.

Warum aber der Umweg über einen Doppelmord und das ganze ins Ausland verlagert? Das sah nicht nach verschmähter Liebe sondern nach einem raffiniert ausgedachten Plan aus.

Dass der Hochschulassistent gleichzeitig Trainer im Basketballverein des Bruders war, muss ein wesentlicher Pfeiler in diesem Mordkomplott sein.“

Der Kommissar war sich sicher, auf dem richtigen Weg zur Lösung des Mordfalls zu sein.

Auf seinem Schreibtisch im Präsidium lag ein Zettel mit der Nachricht, dass ein Herr Meier zurückgerufen habe. Er griff zum Telefonhörer und wählte die Uninummer des Assistenten. Als dieser sich meldete, sagte der Kommissar:

„Herr Meier, im Rahmen der Untersuchungen zum Mordfall Dog, haben wir noch einige wichtige Fragen und möchten Sie bitten, so schnell als irgend möglich in unserem Büro vorbeizuschauen. Wie wäre es mit 16.00 Uhr heute Nachmittag hier im Polizeipräsidium, Zimmer 210?“

„Geht in Ordnung Herr Kommissar, ich werde da sein.“

Nachdem dies geklärt war, lehnte sich der Kommissar in seinem Schreibtischsessel bequem zurück und studierte die Tagungsunterlagen der Ermordeten. Dabei fiel ihm zum ersten Mal auf, dass es tatsächlich Ähnlichkeiten zwischen dem Aufbau von Robotern und Lebewesen gibt.

Allerdings blieb ihm schleierhaft, wie eine hübsche junge Frau sich mit solchen Themen und Fragestellungen beschäftigen konnte. Er war froh, dass seine Tochter mehr ans Heiraten und Kinderkriegen dachte als an schlaue Elektronengehirne und hohe Datenraten.

Pünktlich um vier Uhr nachmittags klopfte es an seiner Tür und ein circa dreißigjähriger, schlanker und dunkelhaariger Mann betrat den Raum.

„Guten Tag Herr Meier, bitte nehmen Sie doch Platz. Kaffee oder Tee?“

„Vielen Dank, Herr Kommissar, bitte kommen Sie zur Sache, ich habe wenig Zeit.“

„Nun, ich möchte nicht lange um den heißen Brei herumreden,“

begann der Kripobeamte das Gespräch,

„wo waren Sie, Herr Meier, in der fraglichen Zeit, in der Ihre Kollegin in den Staaten vergiftet wurde?“

Der Angesprochene spielte den Geschockten und erwiderte:

„Sie wollen doch nicht behaupten, dass ich verdächtig bin? Ich war eine Woche krankgeschrieben und lag in dieser Zeit mit einer heftigen Erkältung sowie Kopf- und Gliederschmerzen zu Hause in meinem Bett.“

„Gibt es dafür Zeugen, Herr Meier?“

wollte der Kommissar wissen.

„Ich war alleine und habe nur ab und zu mit meiner Mutter im Krankenhaus telefoniert. Wenn mir niemand im Treppenhaus oder beim Arzt oder beim Einkaufen begegnet ist, habe ich kein Alibi. Tut mir leid.“

Der verhörende Beamte legte nach:

„Sie, Herr Meier, kennen außerdem den Bruder der Toten vom Basketballverein her, wo Sie dessen Trainer sind. Warum haben Sie seine Wahl zum Vereinsspieler des Jahres unterstützt und ihn für die Probespiele nach USA vorgeschlagen?“

„Herr Kommissar, natürlich ist Julien nicht der beste Spieler, den ich in meiner Mannschaft habe. Dafür ist er aber äußerst konzentriert und einsatzbereit sowie offen und sympathisch. Ich mochte ihn einfach, so wie ich seine Schwester auch mochte.“

„Die Sie aber nicht besonders zu mögen schien,“  
entgegnete der Kommissar knapp.

Bei dieser Bemerkung wurden dem Assistenten wieder all die Annäherungsversuche bewusst, die dieses wunderbare Wesen immer mit Freundlichkeit und ein bisschen Schüchternheit übersehen hatte.

Ja, er habe sehr darunter gelitten, dass sie seine Gefühle nicht erwidert hatte, gab er zu Protokoll. Der Kommissar ließ ihn seine Aussage unterschreiben und untersagte ihm, bis auf weiteres, die Stadt zu verlassen.

\*

Die Dienstbesprechung an diesem Morgen brachte keine nennenswerten Fortschritte im Mordfall Susej und Julien Dog. Der Hauptkommissar berichtete, dass er nochmals mit der Familie der Vergifteten gesprochen habe.

Interessant fand er den Hinweis des Vaters, dass der oder die Mörder auf jeden Fall die Veröffentlichung des neuen Buches seiner Tochter verhindern wollten und deshalb den Inhalt bereits gekannt haben müssen.

„Da gibt es doch im Prinzip nur zwei Möglichkeiten,“  
dachte der Hauptkommissar laut nach,

„entweder jemand aus dem Institut hat Wind von diesen Forschungsergebnissen bekommen und sich eine Kopie vom Computer der Toten besorgt, oder der Verlag hat sich vor Vertragsabschluß doch Material geben lassen.“

„Was war denn so gefährlich an diesem Buch?“  
fragte einer der Polizeiassistenten.

„Nun, nach Aussage des Vaters ging seine Tochter vor allem mit den Religionsführern und den Superreichen schonungslos hart ins Gericht, indem sie sie als Lügner und Mörder abstempelte,“

sagte der Chef der Soko und fügte an:

„Hinzu kommt noch, daß die beiden Vergifteten aus den ärmsten Ländern der Welt kommen und hierher adoptiert wurden. Das alleine heißt für viele, dass sie überhaupt keinen Anspruch auf Kritik haben. Aber gerade in dieser Mischung liegt sehr wahrscheinlich die Gefährlichkeit begründet.“

Jetzt ergriff der Kommissar das Wort und berichtete von seinem Besuch am Institut für künstliche Intelligenz und seiner Befragung des verdächtigen Uniassistenten. Zusammenfassend meinte er:

„Wir können Herrn Meier als mutmaßlichen Täter nicht ausschließen, da er ein Motiv hat. Ob man aus Eifersucht aber gleich zwei Menschen auf so aufwendige Weise töten muss, lässt mich an seiner Schuld wiederum stark zweifeln.

Auf jeden Fall,“

fährt er, an die drei Polizeiasistenten gewandt, fort:

„sollten Sie die umfangreichen Passagierlisten der unterschiedlichen Fluglinien jetzt nur noch auf den Namen Meier überprüfen. Das dürfte schnell erledigt sein und bringt uns hoffentlich ein Stück der Klärung näher.“

„Einverstanden,“

greift der Hauptkommissar in die Unterredung ein,

„allerdings sagten Sie nicht, der Verdächtige sei eine ganze Woche krank gemeldet gewesen? Dann sollten wir auf jeden Fall auch in Erwägung ziehen, dass er nicht über den Atlantik, sondern eine andere Flugroute, nach Amerika eingereist sein könnte. Zum Beispiel hinten herum über die Ostroute. Intelligent genug scheint er mir zu sein.“

Während sich die drei Assistenten an die Arbeit machten, blieben die beiden Kommissare noch einen Augenblick zusammensitzen, um über die Möglichkeit nachzudenken, dass

der Verdächtige in der fraglichen Zeit vielleicht doch nicht in Amerika war.

Zu seinem Stellvertreter meinte schließlich der Chef der Sonderkommission:

„Wir sollten uns auf jeden Fall noch die Nummern aller Telefongespräche besorgen, die der Hauptverdächtige mit seinem Handy in dieser Zeit geführt hat. Vielleicht ist ja ein Anruf aus den Vereinigten Staaten dabei.“

\*

Die Vernehmung im Polizeipräsidium hatte Herrn Meier schwer zugesetzt. An konzentriertes Arbeiten im Institutslabor war für heute nicht mehr zu denken. Noch am selben Abend hatte er sich deshalb mit seinem Komplizen Bach in einem kleinen unauffälligen Lokal auf ein Bier verabredet.

„Warum bist du denn so aufgeregt?“

fragte Bach seinen Kumpel, den er schon seit vielen Jahren kannte.

„Du hast gut reden, dich verdächtigt die Polizei ja auch nicht. Die haben sich irgendwie auf mich eingeschossen. Vermutlich muß die Polizei bei diesem Presserummel endlich einen Täter präsentieren,“

meinte Meier, nachdem er einen großen Schluck aus seinem Bierglas getrunken hatte.

„Was kann ich nur zu meiner Entlastung vorbringen?“

„Nichts, da die Polizei dir deine Anwesenheit in Amerika nicht nachweisen kann, bist du juristisch aus dem Schneider. Glaube mir, sonst hätten die dich schon längst verhaftet und eingesperrt,“

stellte Bach fachmännisch fest.

Mit jedem Bier wurde Meier lockerer und überzeugter, dass ihm keiner was konnte. Als sie sich zu später Stunde ziemlich

benebelte auf den Nachhauseweg machten, meinte Bach mit leiser Stimme:

„Ob man den Würdenträger tatsächlich ungeschoren davonlassen kommen sollte? Schließlich haben wir für diese fromme Gesellschaft die ganze Drecksarbeit verrichtet und müssen uns nun ganz alleine unserer Haut wehren.“

Meier nickte, ohne den Sinn des Gesagten verstanden zu haben und lallte nur in seinen Bart hinein:

„Vielleicht rufe ich unseren geistlichen Auftraggeber morgen früh mal an und verlange noch etwas mehr Schmerzensgeld für uns beide?“

Bei diesen Worten gab er ein wirres Lachen und Quietschen von sich, das seinem Partner unter die Haut ging. Bach lud seinen Saufkumpan vor dessen Haustür ab und machte sich dann selbst auf den Heimweg.

Gleich nachdem Meier am nächsten Morgen in seinem Büro ankam, griff er zum Hörer und wählte die Vorwahl einer benachbarten Stadt und dann die Rufnummer des Doms. Es meldete sich eine freundliche Sekretärin und fragte nach seinem Wunsch.

„Meier, Guten Tag. Ich hätte gerne Hochwürden in einer dringenden Angelegenheit gesprochen,“ sagte Meier selbstsicher.

„Herr Meier, könnten Sie mir bitte etwas genauer sagen, um welche Sache es sich handelt, sonst kann ich Sie leider nicht weiter verbinden.“

„Sagen Sie einfach, Amerika lässt grüßen.“

„Einen Augenblick, Herr Meier. Ich versuche Sie zu verbinden.“

Nach einigen Klängen entspannender Kirchenmusik in der Leitung, meldet sich die Frauenstimme wieder zurück und teilt mit:



„Herr Meier, Seine Hochwürden bedauert, Sie leider nicht zu kennen und bittet daher von weiteren Anrufen abzusehen. Vielen Dank und auf Wiederhören.“

Das war also der Dank der Obrigkeit, dachte Meier. Die hatten, was sie wollten, und machten sich wieder unsichtbar. Mit einer unbeschreiblichen Wut im Bauch rief er bei Bach an und informierte ihn über das Gespräch.

Dieser versprach, dass damit noch nicht das letzte Wort gesprochen sei und er sich selbst um die Angelegenheit kümmern wolle.

\*

Die Nachforschungen bei den Fluggästen, die in der fraglichen Zeit über alle möglichen Luftwege nach Amerika gereist waren, blieben weiterhin ohne Erfolg.

„Es ist wie verhext,“

meinte der Hauptkommissar zu seinen drei Assistenten,

„irgendwie muss der Täter doch in die Staaten eingereist sein.“

Auch die Überprüfung der Telefonanrufe, die vom Handy des Tatverdächtigen geführt wurden, ergab keinerlei Anhaltspunkte auf ein Auslandsgespräch und schon gar nicht aus den Vereinigten Staaten von Amerika.

Der Kommissar war inzwischen auch eingetroffen und entschuldigte seine Verspätung mit dem starken Berufsverkehr heute Morgen. Er hatte sich gestern noch intensiv mit der Herkunft des Gifts beschäftigt und alle in Frage kommenden Quellen und Meldedateien abgefragt.

„Es liegt im ganzen Land weder eine Anzeige noch eine Unregelmäßigkeit über einen eventuellen Diebstahl von Arsen vor. Dies liegt nicht zuletzt daran, dass die Sicherheitsbestimmungen und Kontrollen bei uns sehr streng sind.“

Entweder,“

fährt der Kommissar fort,

„der Täter hat sich das Gift vor längerer Zeit besorgt oder aber er hat Mitwisser, die vielleicht im Ausland an diesen tödlichen Stoff gelangen konnten.“

Der Hauptkommissar blickte erwartungsvoll in die Runde, wohl in der Hoffnung, dass es doch noch eine Neuigkeit gäbe, die er den wartenden Journalisten mitteilen könnte.

Bevor er das Besprechungszimmer verließ, forderte er seine Mitarbeiter auf, Herrn Meier stärker unter Druck zu setzen, um an seine Hintermänner zu gelangen.

Mit den Worten:

„Durchleuchten sie sein komplettes Umfeld am Institut und im Basketballverein noch einmal intensiv. Wir müssen seine Komplizen möglichst schnell ermitteln, wollen wir nicht zum Gespött der Presse werden,“

und weg war er.

\*

Die Kirchenglocken des Doms riefen die Gläubigen zum Sonntagsgottesdienst, bei dem die neue Orgel eingeweiht werden sollte. In einer breit angelegten Werbekampagne hatte die Kirchenführung monatelang die Gemeinde und die Bevölkerung um Spenden gebeten.

Das einleitende Orgelspiel vor dem Gottesdienst war ein wahrer Ohrenschauspiel und belegte die Notwendigkeit dieser Aktion sehr deutlich. Die Kirchenoberen und die Gemeinde schienen rund herum zufrieden.

Das Domschiff war bis auf den letzten Platz mit Gläubigen ausgefüllt und auch auf den Seitenbänken waren nur noch wenige Sitzgelegenheiten frei. Die Wichtigkeit dieser Veranstal-

tung konnte man aber auch an der Anwesenheit hoher Kirchenvertreter ablesen.

Der Gottesdienst verlief in voller Harmonie. Hochwürden hielt eine beeindruckende Rede über den Zusammenhalt der Gemeinde und das hohe Gut der christlichen Nächstenliebe.

Vor der Gabenreichung nahm er am Altar einen kräftigen Schluck aus dem goldenen Becher und streckte die Arme aus, um die Hostien, stellvertretend für den Leib Christi, zu segnen. Mitten in seinen Worten:

„Das ist mein Blut, das für euch gegeben ist,“

durchfuhr es ihn, als wäre er von einem unsichtbaren Blitz getroffen worden. Er riss seine Hände noch höher in den Himmel und fiel mit einem lauten Seufzer rückwärts nach hinten um. Mit weit aufgerissenen Augen blieb er leblos auf dem Rücken liegen. Seine leeren Pupillen starrten wie gebannt auf den gekreuzigten Jesus, welcher hoch oben im hinteren Teil der Kirche wissend von der Wand herabblickte, als wolle er dem sterbenden Kirchenmann sagen:

„Deine Wiedergeburt wird ein schlimmer Alptraum sein, den du gleich mit in deine Ewigkeit nimmst.“

Die Gemeinde sprang vor Schreck von ihren Sitzen hoch und war in heller Aufregung. Ein zufällig anwesender Arzt eilte sofort nach vorne zum Altar, um erste Hilfe zu leisten. Der Mediziner konnte aber nur noch den Tod des Kirchenoberhaupts feststellen.

Der Gottesdienst wurde von einem der Stellvertreter des Geistlichen für beendet erklärt und er versprach der Gemeinde, bei der nächsten Zusammenkunft alle Einzelheiten bekannt zu geben. Mit einem gemeinsamen Vaterunser löste sich die Versammlung langsam auf.

Der Küster hatte inzwischen die Polizei verständigt, die auch nach einer weiteren halben Stunde eintraf. Während der Fahrt

zum Tatort rief der Hauptkommissar sofort den Uniassistenten zu Hause an. Nachdem zunächst besetzt war, ging Meier tatsächlich an den Apparat, und er hatte damit ein wasserdichtes Alibi von der Polizei.

Der Polizeiarzt erkannte an der Gesichtsfarbe sofort, dass der Tote an einer Überdosis Gift gestorben sein muss.

Auf dem Domplatz standen die Gemeindemitglieder in kleinen Grüppchen zusammen und diskutierten heftig untereinander. Wilde Vermutungen wurden laut und eine Frau mutmaßte sogar, ob dies vielleicht ein Zeichen Gottes gewesen sei, gegen den Prunk und die Maßlosigkeit der Kirche?

Für den leitenden Hauptkommissar und seine Mannschaft stand nach dem vorläufigen Todesbefund hingegen ohne Zweifel fest, dass es einen Zusammenhang zwischen diesem Giftanschlag und dem Geschwistermord geben müsse. Wie sonst ist es zu erklären, dass drei Menschen in unmittelbarer Wohnnähe in so kurzer Zeit auf dieselbe Weise umgebracht werden?

Zu seinem Stellvertreter sagte er:

„Das war der entscheidende Fehler des Mörders, auf den wir gewartet haben. Jetzt werden wir ihn überführen.“

Nach den ersten Ermittlungen und dem Eintreffen der Kollegen von der Spurensuche, trat die Soko ‚Susej Dog‘ ungefähr zwei Stunden später zu einer Lagebesprechung im Polizeipräsidium zusammen.

\*

„Meine Herren, wir müssen jetzt systematisch vorgehen, um den Mörder so schnell wie möglich dingfest zu machen,“ mit diesen Worten eröffnete der Hauptkommissar die Sitzung im Besprechungsraum seiner Dienststelle.

„Es muss eine Verbindung unseres bisherigen Verdächtigen, dem wissenschaftlichen Assistenten Meier, zu einem unbekanntem Hintermann geben, der diesen Mord, aus welchen Gründen auch immer, nachgeschoben hat.

Die wichtigste Frage für uns ist, wie konnte das Gift in den Weinbecher gelangen? Dazu müssen wir die Ministranten befragen, wer sich in der Sakristei vor und während des Gottesdienstes aufgehalten hat.

Mit einem Blick zu seinem Stellvertreter fragte er diesen:

„Würden Sie diese sensible Befragung der jungen Leute übernehmen?“

„Selbstverständlich, Boss,“  
erwiderte der Kommissar,

„und ich werde bei dieser Gelegenheit auch noch eine Namensliste der gesamten Gemeinde mitbringen. Einer unserer drei Assistenten sollte gleichzeitig eine Mitgliederliste des Basketballvereins besorgen, damit wir die beiden Listen miteinander vergleichen können.“

„Das ist eine hervorragende Idee,“

bestätigte der Hauptkommissar und suchte einen seiner jungen Mitarbeiter für diese Aufgabe aus.

„Sollten wir eine Namensübereinstimmung finden, können wir auch gleich nochmals die Fluglisten durchgehen und hoffentlich den Fall noch heute mit einer Verhaftung abschließen und diesen Medienrummel endlich beenden.“

Einem anderen Mitarbeiter gab er dann noch den Auftrag:

„Bitte prüfen Sie sicherheitshalber die Telefongespräche nach, die Herr Meier in der letzten Zeit geführt hat. Vielleicht hat er ja vor, während oder nach dem Gottesdienst mit dem Mörder von zu Hause aus gesprochen. Ach, bringen Sie ihn am besten gleich mit zum Verhör aufs Präsidium.“

\*

Die Experten der Kriminalpolizei fanden bei der Untersuchung des restlichen Rotweins im sichergestellten Goldbecher vom Altar tatsächlich große Mengen des absolut tödlichen Gifts Arsen. Damit bestätigte sich die Vermutung des Hauptkommissars, dass beide Mordanschläge von ein und demselben Täter ausgeführt worden sein müssen.

„Herr Meier, warum haben Sie in den letzten Tagen bei dem ermordeten Geistlichen angerufen?“

Mit dieser Frage bombardierte der Kommissar den vorüber Festgenommenen nun schon zum wiederholten Male. Und immer kam die Antwort:

„Welcher Ermordete, ich weiß überhaupt nicht wovon Sie sprechen, Herr Kommissar?“

Der Angesprochene verweigerte seit über einer Stunde standhaft, eine Aussage zu den Vorfällen zu machen. Die Stimmung war schon ziemlich gereizt, als einer der Assistenten den Kommissar aus dem Verhörzimmer winkte.

Im Nebenraum erklärte er ihm, dass der Namensvergleich der Kirchenliste und der Vereinsliste zu einem Volltreffer geführt habe.

„So spannen Sie mich doch nicht auf die Folter, sagen Sie mir endlich den Namen des Dreckskerls?“

„Sie werden es nicht glauben, Chef, es ist Herr Bach vom Lektorat des Buchverlags, den ich, ehrlich gesagt, von Anfang an für verdächtig gehalten habe. Dieser Mann ist sowohl passives Mitglied im Basketballverein als auch aktives Mitglied im Kirchenrat der Domgemeinde.“

„Interessant, sehr gute Arbeit,“

lobte der Kommissar den sichtlich stolzen Assistenten,

„jetzt wundert es mich auch nicht mehr, warum niemandem in der Sakristei etwas Besonderes aufgefallen ist. Ein Kirchenrat

kann sich natürlich jederzeit unbemerkt Zutritt zu allen Bereichen im Kirchenschiff verschaffen.“

Im Rausgehen sagte er noch:

„Bitte sorgen Sie dafür, dass sämtliche Weinvorräte in der Sakristei und anderswo vernichtet werden, damit nicht noch jemand zu Schaden kommt.“

Bevor der Kommissar sein Verhör fortsetzte, informierte er seinen Vorgesetzten über den neuesten Stand. Dieser veranlasste die sofortige Verhaftung des Verdächtigen und eine schnelle, gründliche Hausdurchsuchung. Einem Mitarbeiter, der gerade den Kopf zur Tür hereinstreckte, gab er den Auftrag, die Telefonnummern auf Meiers Handy und Hausapparat endlich vorbeizubringen.

Nach wenigen Minuten bekam der Kommissar im Verhörzimmer das Ergebnis auf einem Blatt Papier zugeschoben, darauf stand:

„Meier hat den Kirchenmann und Bach angerufen.“

Der Kommissar stellte sich genau vor Meier und sah ihm scharf in die Augen:

„Jetzt hören Sie mir mal genau zu. Ihre Situation ist nicht besonders rosig. Die Beweislage spricht eindeutig gegen Sie. Wenn ich Ihnen einen guten Rat geben darf, dann machen Sie endlich Ihren Mund auf. Das wirkt sich immer strafmildernd auf den Richter und den Staatsanwalt aus.“

Meier saß zusammengesunken auf seinem Stuhl und schien die Ausweglosigkeit seiner Situation langsam zu begreifen. Der Kommissar schwieg, um diesen Reifeprozess nicht zu unterbrechen. Und mit einem Mal hob Meier ruckartig den Kopf und sagte:

„Herr Kommissar, ich möchte eine Aussage machen.“

Sichtlich befreit von einem inneren Druck erzählte er, daß der ganze Plan von einem Lektor, namens Bach, ausgeheckt wur-

de. Dieser habe ihn vor einigen Monaten gebeten, im Auftrag eines so genannten ‚Ring für eine saubere Kirche‘, das vollständige Buchmanuskript seiner Kollegin Susej Dog am Institut für künstliche Intelligenz zu besorgen.

Alles Weitere habe sich dann ohne sein Zutun abgespielt. Auf die Frage, wer denn diese Organisation ‚Ring für eine saubere Kirche‘ sei, meinte er nur:

„Das scheint eine Art Geheimbund zu sein, deren Mitglieder niemand kennt, die aber aus allen Gesellschaftsbereichen kommen. Am besten fragen sie Herrn Bach. Soweit ich weiß, wollte der unbedingt Mitglied in diesem sauberen Verein werden.“

„Zum Schluss noch eine letzte Frage, Herr Meier, was für ein Mensch ist dieser Bach eigentlich?“

„Nun, Herr Kommissar, das ist schwierig zu sagen. Ich würde ihn als einen verbitterten, erzkonservativen Mann beschreiben, der in der Vergangenheit schon oft schmutzige Aufträge für den ‚Ring‘ erledigt hat.“

Herr Meier musste sein zweites Protokoll innerhalb weniger Tage unterschreiben und durfte dann unter Auflagen das Polizeipräsidium verlassen.

\*

„Herr Bach, ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes. Sie werden des dreifachen Mordes beschuldigt. Ich weise Sie darauf hin, dass alles was Sie sagen, vor Gericht gegen Sie verwendet werden kann.“

Mit diesen Worten legte der Wachtmeister einer Polizeistreife dem dringend tatverdächtigen Lektor in seinem Verlagsbüro am frühen Montagmorgen Handschellen an, um ihn ins Polizeipräsidium zu überführen.



Der Tatverdächtige wurde sofort ins Vernehmungszimmer gebracht, wo der Hauptkommissar und seine vier Kollegen bereits auf ihn warteten.

„Ich frage Sie, Herr Bach, haben Sie die beiden Geschwister und den Geistlichen vergiftet?“

Mit dieser Eingangsfrage eröffnete der Kommissar das Verhör. Der Beschuldigte schien den Ernst seiner Lage noch nicht realisiert zu haben und zog es stattdessen vor, eisern zu schweigen.

„Wollen Sie einen Anwalt anrufen und zu Rate ziehen, Herr Bach? Sie können den Apparat hier benutzen.“

Wieder teilnahmsloses Schweigen mit gesenktem Kopf.

„Dann werde ich Ihnen ein bisschen auf die Sprünge helfen müssen,“

schrrie der Kommissar und zählte die bisher bekannten Tatbestände auf.

„Sie kennen sowohl den Uniassistenten Meier als auch den ermordeten Kirchenmann persönlich. Aus dem Geständnisprotokoll von Herrn Meier wissen wir, dass der Plan für den Geschwistermord auf Ihrem Mist gewachsen ist. Haben Sie ihn auch in den USA durchgeführt?“

Bei diesen Worten viel den anwesenden Polizeibeamten schlagartig auf, dass der Lektor eine große Ähnlichkeit mit Herrn Meier aufwies. Auch sein Alter lag in der gleichen Größenordnung. Einer der Assistenten verließ daraufhin schleunigst das Zimmer, um die Computerlisten der Fluggesellschaften auf den Namen Bach hin zu überprüfen.

„Was wir noch nicht wissen, Herr Bach,“

schaltete sich jetzt der Hauptkommissar mit gewaltiger Stimme in das Verhör ein,

„warum musste eigentlich der geistliche Würdenträger daran glauben?“

Als wieder keine Antwort kam, versuchte es der Kommissar mit einer letzten Frage:

„Was wissen Sie über den ‚Ring für eine saubere Kirche‘, Herr Bach?“

Nach einer Weile des gemeinsamen Schweigens ließ der Hauptkommissar den Verdächtigen von einem Polizeimeister in eine Zelle des Untersuchungsgefängnisses bringen.

\*

„Heute können Sie mit großen Neuigkeiten vor die Presse treten, Chef,“

begrüßte ein Polizeiassistent den Hauptkommissar bei der morgendlichen Sitzung der Soko ‚Susej Dog‘.

„Sie machen mich neugierig, was gibt es denn so Sensationelles, Herr Kollege?“

Der Reihe nach zählten die drei Assistenten die Früchte ihrer Nachforschungen und die Resultate der Hausdurchsuchung bei Herrn Bach auf.

„Erstens. Herr Bach ist zwei Tage vor dem Mord mit der Swiss Air nonstop nach Peking geflogen und von dort mit der United Airlines weiter nach New York, bei je einem Zwischenstopp in Tokyo, auf Hawaii und in Los Angeles.

Zweitens. Sein Rückflug erfolgte am Abend des Giftmordes auf der selben Route. Alles in allem war er ungefähr fünf Tage unterwegs, die er im Verlag als Urlaub angemeldet hatte.

Drittens wurde bei der Hausdurchsuchung ein gelbes Fläschchen mit Resten einer giftigen Substanz gefunden. Muss er uns nur noch erklären, woher er das Gift hat.

Viertens. Auf seinem Schreibtisch fand die Spurensicherung einen Brief, den er von dem Geistlichen bekommen hat, genau einen Tag vor dessen Ermordung.“

Der Hauptkommissar öffnete den Umschlag mit kirchlichem Siegel und las vor:

„Sehr geehrter Herr Bach, leider muss ich Ihnen mitteilen, dass Ihr Aufnahmeantrag von den zuständigen Würdenträgern einstimmig und endgültig abgelehnt wurde. Hochachtungsvoll und Unterschrift.“

Um was für einen Antrag es sich dabei handelte, konnten sich die Kripobeamteten schon denken. Sie wollten es aber von dem Tatverdächtigen selbst hören. Dieser wurde auf Veranlassung des Hauptkommissars vom Untersuchungsgefängnis ins Verhörzimmer des Präsidiums gebracht.

Nach einem langen, ermüdenden Verhör und angesichts der erdrückenden Beweislage gab der Verdächtige nach Stunden endlich sein Schweigen auf. Der Hauptkommissar drückte erleichtert den Aufnahmeknopf des Tonbandes, um Bachs volles Geständnis aufzuzeichnen:

„Ja, der Plan für den Geschwistermord stammt von mir. Nachdem ich eine Kostprobe des Buchmanuskripts von Frau Dog im Verlag gelesen hatte, wusste ich sofort, dass dies ein Fall für den ‚Ring‘ war. Da ich schon seit Jahren in diese Organisation zur Sauberhaltung unserer Kirche aufgenommen werden wollte, betrachtete ich diesen Anschlag in Buchform auf alte Traditionen und Überlieferungen, als meine persönliche Bewährungsprobe.

Durch meine Kontakte zu Herrn Meier, kam ich sehr leicht an eine Kopie des Buchmanuskripts. Zumal dieser eine gewisse Enttäuschung mit Frau Dog zu verwinden hatte. Ich bat ihn auch, diese aufmüpfige Person so oft als möglich mit verborbenen Attacken zu erschrecken und zu verunsichern, um sie möglichst ohne Gewalt von ihren Buchplänen abzubringen. Jedoch der starke Wille von Frau Dr. Dog war durch nichts zu erschüttern.

Ich machte Hochwürden auf dieses Buch und die damit verbundene, gefährliche Entwicklung für die Kirchenoberen aufmerksam und bat darum, dass der ‚Ring für eine saubere Kirche‘ mir die Lösung dieses Problems anvertrauen solle.

Diesen Auftrag erhielt ich schon wenige Tage später von Hochwürden, als meiner Kontaktperson, persönlich mitgeteilt mit dem Hinweis, ihn auf dem laufenden zu halten. Als Mitglied des Kirchenrates war ein Kontakt zwischen ihm und mir nichts Besonderes oder gar Auffälliges.

Die Idee, den Bruder als Todbringer in meinen Plan mit einzubauen, entstand spontan, als ich mit Meier im Clubhaus des Basketballvereins darüber sprach, wer in diesem Jahr nach Amerika fliegen darf. Da ich wusste, dass seine Schwester auf diesem Kongress in New York war, bedrängte ich ihn so lange, bis er den Namen des Bruders auf die Anmeldeliste setzte. Der Rest war ziemlich einfach. Da mich Julien vom Verein her kannte, war seine Überraschung nicht besonders groß, als ich in Amerika auftauchte und ihm erklärte, ich müsse im Auftrag des Vorstands bei den Amis mal wieder nach dem Rechten sehen. Meine Flasche Sekt nahm er gerne an und auf die Idee, dieses Prickelwasser mit seiner Schwester zu trinken, ist er quasi von ganz alleine gekommen.

Den Kirchenfürsten habe ich vergiftet, weil mein Aufnahmeantrag für den ‚Ring‘ an seinem Einspruch gescheitert war. Damit hat er mir jegliche Zukunftsperspektive in der Kirche genommen und mich für immer auf die Stufe eines einfachen Handlangers gestellt.“

Der Hauptkommissar sah auf seine Uhr, die ihm signalisierte, dass er schleunigst zu der vom Polizeipräsidenten anberaumten Pressekonferenz gehen musste. Aber mit einem Motiv und Geständnis des Dreifachmörders in der Tasche, dachte er, war das einer der wenigen Tage im Leben eines Polizeibeamten,

der sowohl der Dienststelle und Behörde als auch der eigenen Karriere gut tat.

\*

Gut gelaunt stand der Hauptkommissar vor dem großen Presseraum des Polizeipräsidiums, der vor lauter Kameras, Reportern und Schaulustigen aus allen Nähten platzte. Der Polizeipräsident hatte die Pressekonferenz bereits mit ein paar allgemeinen Sätzen eröffnet.

Sein Blick schweifte unentwegt zur Eingangstür des Sitzungssaals, um dann sofort beim Eintreten, den leitenden Kriminalbeamten anzukündigen und ans Rednerpult zu bitten. Dieser folgte der Aufforderung seines Vorgesetzten und musste ein wahres Blitzlichtgewitter über sich ergehen lassen.

„Meine Damen und Herren von der Presse, ich freue mich, Ihnen mitteilen zu können, dass die Giftmorde an den beiden Geschwistern und dem Geistlichen aufgeklärt sind. Bei dem geständigen Mörder handelt es sich um einen einunddreißigjährigen Mann, der als Lektor in einem renommierten Verlag unserer Stadt beschäftigt ist.

Das Motiv für den Mord an den beiden Geschwistern liegt in seiner krankhaften Unfähigkeit und Intoleranz gegenüber den Ansichten und Meinungen anderer. Der Giftanschlag galt der Schwester, die ein kritisches Buch über die religiösen und weltlichen Ungerechtigkeiten geschrieben hat und dessen Veröffentlichung der Täter mit allen Mitteln verhindern wollte. Den Bruder hat er als Mittel zum Zweck benutzt und ebenfalls geopfert.

Das Motiv für den Mord an dem Kirchenmann besteht darin, dass der Täter sich ausgenutzt und dann verstoßen gefühlt hat. Der Geistliche war nämlich seine Kontaktperson zu einer geheimen Organisation, die sich ‚Ring für eine saubere Kirche‘

nennt, für die der Täter ab und zu schmutzige Aufträge ausgeführt hat und dessen Mitglied er unbedingt werden wollte. Die Ablehnung seines Aufnahmeantrags durch den Geistlichen hat ihn zu diesem dritten Mord veranlasst.

Als Komplizen hatte er sich einen wissenschaftlichen Assistenten von der Universität ausgesucht, der ihm Zugang zu den Forschungsergebnissen der Ermordeten verschafft hat. Beide Täter wurden inzwischen dem Haftrichter vorgeführt, der Anklage wegen dreifachen Mordes gegen den Haupttäter erhoben hat und den Komplizen wegen Mitwisserschaft anklagen wird.“

Nachdem der Hauptkommissar geendet hatte, bat der sichtlich erleichterte Polizeipräsident die anwesenden Vertreter der Medien, ausgiebig Fragen zu stellen.

Eine junge Reporterin des lokalen Radiosenders meldete sich und wollte mehr zum Inhalt des Buches der Ermordeten wissen:

„Herr Kommissar, was können Sie über den Verbleib und Inhalt des Buchmanuskripts sagen?“

Der Kommissar musste einräumen, dass es dem Angeklagten anscheinend gelungen sei, alle Dateien und Kopien dieser umfangreichen Arbeit zu löschen, beziehungsweise zu vernichten, so dass man über den Inhalt und die Aussagen des Werkes keine Angaben machen könne. Aber die Aussagen scheinen wohl so an die Wurzeln des Angeklagten und seiner Hintermänner gegangen zu sein, dass diese einen Mord billigend in Kauf genommen haben.“

Beim Stichwort Hintermänner hakte ein Zeitschriftenreporter aus der hinteren Reihe nach:

„Gibt es denn konkrete Anhaltspunkte über den oder die Drahtzieher dieser Verschwörung gegen die junge Wissenschaftlerin?“

Auch bei dieser Frage musste der Kommissar passen:

„Uns ist lediglich der Name dieser verschwörerischen Organisation bekannt. Sie soll sich, wie bereits erwähnt, nach Aussagen des Mittäters als ‚Ring für eine saubere Kirche‘ bezeichnen. Über die genaue Zusammensetzung und deren Mitglieder ist uns nichts bekannt. Allerdings kann man davon ausgehen, dass neben hohen Kirchenvertretern auch andere Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft und Wissenschaft, dieser anonymen Vereinigung angehören.“

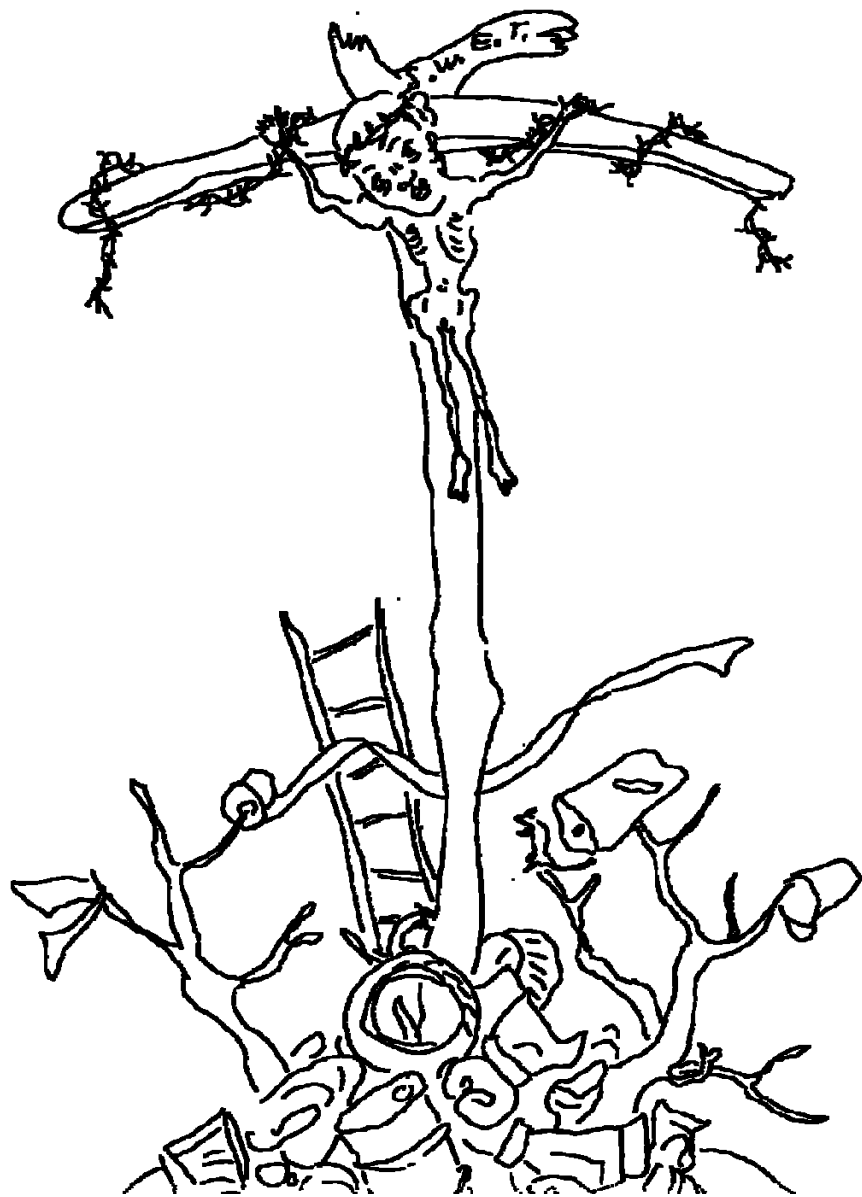
Und in Gedanken fügte der Kommissar noch hinzu:

„Wie durch ein Wunder ist diese Organisation auf einmal alle ihre Probleme und Sorgen losgeworden. Oder hat da etwa ein cleverer Unbekannter geschickt Regie geführt? Man wird es wahrscheinlich nie erfahren.“

Mit einem stolzen Blick auf die vielen Stapel kopierter Blätter vor ihm sagte er zu den Medienvertretern:

„Meine Damen und Herren, wir haben bei unseren Ermittlungen im Büro der Ermordeten das Titelbild zu ihrem geplanten Buch gefunden, auf dessen Rückseite einige aufschlussreiche Kurzinformationen zu ihren Forschungsergebnissen stehen. Ich habe ausreichend Kopien für Sie vorbereiten lassen. Bitte bedienen Sie sich.“

Alle anwesenden Journalisten drängten plötzlich nach vorne, wo die begehrten Handzettel lagen. Auf der Vorderseite konnte man ein kleines gekreuzigtes Kind sehen, das bis auf die Knochen ausgemergelt war. Das schlichte Holzkreuz stand auf einem Müllberg und trug die Inschrift S.W.E.T., was nach Auskunft des Hauptkommissars für Schöpfung, Wohlstand, Elend und Tod steht. Auf der Rückseite dieser zum Nachdenken anregenden Zeichnung waren einige Thesen der Ermordeten aufgelistet.



\*

Es ist tausendmal besser,  
wenig sicher zu wissen,  
als alles Mögliche nur zu glauben

\*



Nicht die Glaubenslehren sind falsch,  
sondern nur die Propheten,  
die sie verkünden und abkassieren

\*

Wann werden wir Menschen endlich begreifen,  
dass es den Tod und das Ewige Leben  
im Himmel so nicht gibt?

\*

Wir müssen nur auf unsere innere Stimme hören,  
und beten kann dabei sehr hilfreich sein.

\*

Alle drei Sekunden  
wird ein kleiner Jesus ans Kreuz genagelt  
und wir alle nageln kräftig mit.

\*

Susej Dog

Nachdem sich der Tumult etwas gelegt hatte, ergriff der Kommissar noch einmal das Wort:

„Jetzt, sehr geehrte Damen und Herren von der Presse, können Sie sich selbst ein Bild machen, ob die Thesen von Frau Dog so provozierend für einige fromme Leute gewesen sind, dass sie dafür einen Mord in Auftrag gegeben haben.“

Die Schar der Medienvertreter hatte es auf einmal fürchterlich eilig in ihre Redaktionen zu kommen, um die Neuigkeiten im Mordfall ‚Susej Dog‘ möglichst schnell an die Leser, Zuhörer und Zuschauer zu bringen. Mit einem wohlwollenden Blick zu seinem Hauptkommissar beendete der Polizeipräsident sichtlich erleichtert die Pressekonferenz.

\*

Nur einem unglaublichen Zufall ist es zu verdanken, dass das Wissen von Susej Dog doch noch an die Öffentlichkeit gelangen konnte. Die junge Frau hatte nämlich beim Verschicken ihres Tagungsbeitrages via Internet nach New York aus Nervosität die falschen Dateien angehängt und so ihr komplettes Buchmanuskripts abgeschickt.

Damit wurde ihr gesellschaftskritisches Werk über die CD-ROM des Tagungsbands an die Konferenzteilnehmer aus aller Welt verteilt, so dass ihre heimtückische Ermordung völlig sinnlos war und ihren Feinden nicht genützt hat.

Aufgrund der traurigen Umstände, durch die seine Tochter ums Leben kam, hat der Vater von Susej Dog den Autorenvertrag mit dem City-Verlag gekündigt und das Werk im Sinne seiner Tochter im Selbstverlag veröffentlicht. Sämtliche Einnahmen gehen seitdem direkt an Hilfsorganisationen in den armen Ländern der ganzen Welt. Darüber hinaus bemüht er sich intensiv, einen geeigneten Filmproduzenten und Regisseur zu finden, damit die Botschaft seiner Tochter auch all diejenigen Menschen erreichen kann, denen der Zugang zu Bildung und Wohlstand verweigert wird.

\*

Bleibt jetzt nur noch zu hoffen, dass die Botschaft dieser tapferen Frau in den Köpfen der Wohlhabenden und Reichen ihre Früchte trägt und den Hunger sowie das Elend und Leid von der Welt verschwinden lässt.

Es liegt einzig und allein an uns, dass der Wille unseres Schöpfers nun, zweitausend Jahre nach Christus Geburt und mehr als zehntausend Jahre menschlicher Existenz, endlich vollendet wird, damit die nächsten Kreuzigungen kleiner unschuldiger Menschenkinder im Dreisekudentakt überall in der Dritten Welt für immer nicht mehr stattfinden können.

\*

**Alle Rechte vorbehalten**